Christoph von Schmid.

Lebensbild
eines Schulmannes und Jugendschriftstellers.

Von

Joh. Schneiderhan,
Oberlehrer am Kgl. Schullehrerseminar in Schwäb. Gmünd.

Mit einem Bildnis Chr. v. Schmids.

Stuttgart.
Muth'sche Verlagshandlung.
1899.



Christoph von Schmid.

Christoph von Schmid.

Lebensbild eines Schulmannes und Jugendschriftstellers.

Von

Joh. Schneiderhan,

Oberlehrer am Kgl. Schullehrerseminar in Schwäb. Gmünd.

Mit einem Bildnis Chr. v. Schmids.

Stuttgart.
Muth'sche Verlagshandlung.
1899.

Hofbuchdruckerei Carl Liebich, Stuttgart.

Vorrede.

Durch die Lebensbeschreibungen großer Männer treten wir mit ihnen gleichsam in unmittelbaren Verkehr, gewinnen ein interessantes Bild von ihrer Entwicklung und ihren Schicksalen, ihrem Denken und Fühlen, ihren näheren Beziehungen zu Personen und Ereignissen. Wir bereichern unsere Lebenserfahrungen und richten uns an den edlen Mustern auf, schöpfen Trost und Kraft aus den Schicksalen, Erfolgen und Grundsätzen hervorragender Männer. Je bedeutender die Persönlichkeit ist, desto mehr wächst das Interesse. Aber wenn ein Mann auch nicht der Urheber von Weltereignissen war, wenn er auch nicht als Stern erster Größe am Himmel seines Gebietes glänzte, so ist er doch unserer Teilnahme sicher. Was den Historiker nicht interessiert, das hat gar oft für den Psychologen, den Pädagogen und Litteraturfreund Wert. Dies trifft auch bei Chr. v. Schmid zu. Sein äußeres Leben floß im ganzen ruhig dahin. Die Ereignisse seiner Zeit beobachtet er scharf, nimmt aber keinen thätigen Anteil an denselben. Als seeleneifriger Priester spendet er tausendfachen Trost, bringt Hilfe und Erleichterung in Kummer und Nöten; als praktisch erfahrener Schulmann leistet er in der Schulstube ganz Hervorragendes; als gottbegnadigter, voll heiliger Liebe zu der Jugend erfüllter Schriftsteller schafft er Werke, die in dem breiten Strome der Jugendlitteratur lauteres Gold sind, und die zu frommer Rührung und trostreicher Erbauung dienen werden, so lange es gute Kinder und wahre Kinderfreunde geben wird. Aus der echt christlichen Liebe seines Herzens floß die Opferfreudigkeit in seinem Berufe, die Duldsamkeit gegen Andersgläubige, das Wohlwollen gegen seine Untergebenen, die Stärke zur Überwindung von Hindernissen, die seinem Wirken und Wollen sich entgegen stellten, die Strenge gegen sich selbst; sie machte ihn zum dankbaren Sohne, zum hilfsbereiten, treuen Bruder, zum aufrichtigen Freunde und — zum unvergleichlichen Jugendschriftsteller. Gewiß ist dies für Geistliche, Lehrer und Jugendfreunde Grund genug, dieses harmonische Leben kennen zu lernen und sich an seinem Geiste zu stärken und zu erheben. Möge das Lebensbild Chr. v. Schmids denn recht vielen den Genuß und den Nutzen verschaffen, den es gewährt hat

dem Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung.

„Es giebt nichts Schöneres in der Welt, als die großen bescheidenen Männer.“
Bossuet.

„Kinder bewahren ist ein Engelsgeschäft.“
Chr. v. Schmid.

„Er war ein Schriftsteller, dem die Kinder mit Rührung, die Jünglinge mit Freuden und die Greise mit Andacht zuhörten.“

Es ist schwer, das Leben und segensreiche Wirken eines Mannes wie das des Pädagogen und Jugendschriftstellers Christoph v. Schmid auf eine ihm würdige Weise zu schildern und zu werten; denn die Gegenwart ist fast zu prosaisch, um diese herrliche Poesie, welche in den unübertroffenen Erzählungen dieses Kinderfreundes liegt, zu verstehen; verlangt sie doch eine scharf gewürzte, dem christlichen Geiste möglichst entfremdete geistige Kost. Auch die Erziehungsgrundsätze Christoph v. Schmids, erwachsen aus inniger Liebe zur Jugend, geläutert durch die Lehren des göttlichen Kinderfreundes und gestützt auf sorgfältiges Studium der Kindesseele, werden in den Kreisen der Schulmänner, die nur die „wissenschaftliche Pädagogik“ gelten lassen, kaum auf Anerkennung rechnen dürfen. Der gewissenhafte Biograph muß demnach mit dem Bewußtsein an die Arbeit gehen, mit dem Lebensbild und den Leistungen dieses Mannes vielen nicht zu gefallen. Allein dieses soll uns nicht abhalten, mit ganzer Seele uns zu versenken in das so segensreiche Leben und Schaffen dieses Mannes, bei dessen Namen uns der Sinn des Liedes durch die Seele zittert: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit, klingt ein Lied mir immerdar“. Ja, wir gestehen offen, aus der Zeit unserer ersten Schuljahre ist uns wenig mehr in der Erinnerung; aber die Erzählungen von Christoph v. Schmid, die wir in unserer Jugend lasen, werden mit uns gehen bis zu unserm Lebensende. Sie sind es, die einen verklärenden Schimmer über jene Zeit werfen, die uns wie frommes Glockengeläute durch das Gemüt klingen und neben den Lehren der frommen, liebenden Mutter uns wie ein Schutzengel durch das Leben begleiteten.

Gewiß ist Christoph v. Schmid, der bemerkenswerterweise am Schutzengelfeste 1854 seine Seele dem Schöpfer zurückgab, durch seine herrlichen Kinderschriften vielen Tausenden ein leitender Schutzengel geworden. Und jetzt ist er dem ergrauten Lehrer das Ideal eines Mannes, an dessen Liebe zu den Kindern, an dessen Begeisterung für den schönen Beruf eines Lehrers und Erziehers, an dessen Eifer in Erfüllung der Berufspflichten, an dessen Gewissenhaftigkeit im kleinen wie im großen er sich aufrichtet und stärkt. Die genauere Kenntnis der stillen und geräuschlosen Thätigkeit Schmids, die aber eindringlich und segensvoll zum Besten des einzelnen, und vor allem der deutschen Nation, sich erwies, ist — so oft auch sein Name genannt wird — der großen Mehrheit der Lehrer noch zu wenig bekannt. Die prangende Rose wird gewürdigt, das bescheidene Veilchen aber wird übersehen; doch die Perle schwimmt nicht an der Oberfläche. Wenn der Einblick in das Leben großer und charaktervoller Personen zu allen Zeiten etwas Herzerhebendes hat und kein empfängliches Gemüt ohne Gewinn bleibt, wenn es in den Luftkreis solcher Naturen tritt, so gilt dies in erhöhtem Maße von Christoph v. Schmid, weil er nicht in hohen Stellungen den größten Teil seines Lebens zubrachte, sondern inmitten des Landvolkes. Dadurch steht er der Mehrzahl seiner Verehrer menschlich näher und reißt mehr zur Nachahmung hin. Wir mögen Christoph v. Schmids Wirken in irgend einer Phase seines Lebens betrachten, stets finden wir, daß er nirgends kleinlich war, weil er das Ziel des Lebens vom richtigen, d. h. vom tief christlichen Standpunkte aus betrachtete. Suchen wir nun in kurzen Zügen den Lebensgang Christoph v. Schmids zu zeichnen, um daran eine Würdigung desselben als Pädagoge und Jugendschriftsteller zu schließen. Wir werden finden, daß das Wort vollkommen auch von ihm gilt, das er einst von seinem teuersten Freunde sagte: „O es ist eine Wollust, um einen großen Mann zu sein — und eine wahre Wohlthat Gottes! Man fühlt, daß sittliche Güte die Erde zum Himmel macht.“

I.

Elternhaus und Jugendjahre.

Im nördlichen Teile des anmutigen Wörnitzthales, in hügeliger, fruchtbarer Umgebung, liegt die ehemals freie Reichsstadt Dinkelsbühl. Am Marktplatze dieser Stadt erhebt sich auf einem massigen Sockel von geschliffenem Syenit ein eigenartiges Denkmal: aus Erz gegossen sitzt in einem Sessel eine ehrwürdige Priestergestalt, der schöne Kopf mit einem Käppchen bedeckt und mit langen Locken umrahmt; die Rechte ruht auf dem Kopfe eines vor ihm stehenden Knaben, während die Linke ein Buch umfaßt; zu seinen Füßen sitzt ein aufmerksam zuhörendes Mädchen. Auch ohne die Inschrift wüßten wir auf den ersten Blick, daß dieses Denkmal*) dem Andenken eines Kinderfreundes gewidmet ist — Christoph v. Schmid. Hier in Dinkelsbühl erblickte er am 15. August 1768 das Licht der Welt. „Die süßeste Erinnerung aus den Jahren meiner Kindheit ist der Gedanke an das väterliche Haus," sagt Christoph v. Schmid im Jahre 1846, als er, aufgefordert durch die bedeutendsten Männer jener Zeit, anfing, die „Erinnerungen aus meinem Leben" zu schreiben. Dieser Ausspruch Christophs ist uns wohl verständlich; denn seine Mutter, Theresia, geb. Hartel, war eine gar vortreffliche Frau, tief religiös, tüchtig in der Haushaltung, eine echte deutsche Mutter nach dem Herzen Gottes. Sie war es, die das Familienleben zum liebsten Aufenthalt für den Vater und die Kinder machte. Der Vater war ein Beamter des Deutsch-Ordens mit Namen Friedrich Schmid. Er war das Muster eines gewissenhaften Beamten, edler Menschenfreundlichkeit und des besorgtesten Vaters. Keinen Tag versäumte er es, die Schularbeiten seiner neun Kinder zu kontrollieren und zu fördern. Im schönen Verein mit einer frommen, verständigen Hausfrau bildete sich in diesem Kreise ein Familienleben, in dem Gottesfurcht und Frömmigkeit, ungeheuchelte Religiosität, gepaart mit strengem Rechts- und Pflichtgefühl und thatkräftiger Nächstenliebe, das Glück und den Frieden desselben aufbaute, dessen Segen den Kindern zu gute kam. Die Eltern versäumten keine Gelegenheit, die Kinder zu sinniger Betrachtung der Natur anzuleiten. Diese Eindrücke blieben denn auch bei Christoph v. Schmid fürs Leben. Nicht bloß war sein Zimmer immer mit Blumen geschmückt, nicht bloß zierte das Hausgärtchen

*) Erfunden und modelliert von Prof. M. Widmann in München und gegossen von F. v. Miller ebendaselbst. Errichtet und eingeweiht am 12. Oktober 1859.

der herrlichste Rosenflor, die Natursinnigkeit zeigt sich auch in seinen Briefen und in den Erzählungen. Erstere enthalten wahre Kabinettsstücke herrlichster Miniaturmalereien von Landschaften; die ansprechenden landschaftlichen Schilderungen in den Christoph v. Schmidschen Erzählungen sind nach dessen eigenem Geständnisse der Natur abgelauscht. Er sagte, das sei das Natürlichste; er könne nicht begreifen, wie manche Schriftsteller dazu kämen, die Natur in gesuchten und gespreizten Ausdrücken und mit vielen prunkenden Worten zu schildern; man solle sie gerade so mit der Feder gleichsam abmalen, wie sie sich darstelle; je ähnlicher die Schilderung sei, desto besser sei sie.

In seinem Arbeitszimmer hatte stets ein Singvogel seinen Platz, mochte es nun ein Rotkehlchen oder ein Kanarienvogel oder sonst ein Sänger sein. Diese Tierchen wurden unter seiner Pflege so zahm, daß sie frei im Zimmer umherflogen, um zur Ruhezeit ihren Käfig wieder aufzusuchen; auch erkannten sie ihren Herrn an der Stimme. Das sind an und für sich unbedeutende Dinge, allein sie sind charakteristisch. Nur demjenigen, dessen Auge und Herz für die Schönheiten der Natur sich erschlossen hat, dem offenbart sie auch ihre Reichtümer und ihre Pracht. Noch eine andere hohe Gabe unseres Jugendschriftstellers wurde im Elternhause geweckt und angeregt: das Erzählertalent. Nach der beendigten Tagesarbeit und nachdem das in der Schule Gelernte abgehört worden war, unterhielt der Vater die Kinder auf das lehrreichste und angenehmste durch Erzählen von Geschichten, namentlich solcher aus der Heiligen Schrift, die unserm Christoph unvergeßlich blieben. Der Vater trug die biblischen Erzählungen mit besonderer Andacht und Innigkeit vor. Daher kam es auch, „daß die Freundlichkeit Gottes, der mit den ersten Menschen wie ein Vater mit seinen Kindern umging, ihm mehr zu Herzen ging als die gelehrten Begriffe, die in der Folge seine Religionslehrer ihm in hohen, für Kinder nicht geeigneten Worten beizubringen suchten.“ Durch die einfachen biblischen Erzählungen gewann er Gott, den Vater im Himmel, lieb und empfand kindliche Ehrfurcht gegen ihn. Auch der Großvater von väterlicher Seite, Schullehrer zu Altenberg, übte in dieser Richtung einen Einfluß auf den jungen Christoph aus. Besonders ergötzten ihn dessen kleine, dem Alter angemessenen Erzählungen und Fabeln, in denen Löwen, Bären und Wölfe vorkamen. Was aber auf die Kinder einen ganz besonders tiefen Eindruck machte, war die Ehrerbietung und Liebe, womit der Vater seinem Vater begegnete. Er führte ihn mit sichtbarer Freude allen Herren und Damen vor, die im Hause Besuch machten, nahm ihn mit zur Kirche und ehrte ihn auf jede mögliche Weise. Manchem fiel dieses wohl auf, da der Großvater zwar sehr gut, aber ganz so wie ein ehrsamer bürgerlicher Handwerker gekleidet war; der Vater dagegen trug ein

perlfarbenes oder weichselbraunes Gewand, woran die Knöpfe nach damaliger Art mit Gold übersponnen waren, nebst Manschetten und eine gepuderte Perücke mit einem Haarbeutel. Allein jedermann belobte diese Kindesliebe, und viele sagten: „Wer seine Eltern so ehrt, den werden seine Kinder einst auch ehren.“ Eine lebendige Predigt war auch das gute Beispiel der Tante Magdalena. Sie war die redlichste, aufrichtigste, liebevollste Seele, die man sich denken konnte. So wenig Einsicht diese Person in viele Dinge dieser Welt hatte, so hatte sie hingegen ein tiefes, frommes Gemüt und eine lebhafte, poetische Einbildungskraft. Sie konnte die Legenden, die sie sehr gut inne hatte, den Kindern ergreifend erzählen und treffend ausmalen. Oefters und nie ohne Thränen erzählte sie den Kindern z. B. die Geschichte der heiligen Genoveva; alle hörten andächtig zu und weinten von Herzen. „Ohne diese Erzählungen von der heiligen Genoveva und diese frühen Eindrücke aus der Kindheit wäre“, sagt Christoph v. Schmid, „die Erzählung dieses Namens wohl nicht zu stande gekommen.“ Die einzelnen Züge des glücklichen, friedlichen Familienlebens spiegelten sich in den litterarischen Werken Schmids wieder. Wo ein solcher Vater und eine solche Mutter in That und Wahrheit den Kindern ein leuchtendes Beispiel geben, da muß das Resultat der Erziehung nach menschlichem Urteil ein gutes sein, denn der Segen Gottes wird da nicht fehlen. In diesem Hause war nicht bloß Religion, sondern Religiosität. Das ganze Tagewerk war von religiösen Übungen umrahmt: Hausandachten, regelmäßiger Besuch des Gottesdienstes, Sonntagsheiligung, würdige Feier der kirchlichen Feste, wahre Humanität und menschenfreundliche Toleranz den Andersgläubigen gegenüber reichten sich die Hand. Nichts war dem Vater mehr zuwider, als irgend einen Menschen wegen seines religiösen Bekenntnisses verlachen und verspotten zu hören. Aus diesem Grunde war er auch ein ausgesprochener Gegner der damals üblichen Kontrovers-Predigten, weil beide Konfessionen darin gegenseitig verspottet und lächerlich gemacht und gegeneinander nur noch mehr erbittert wurden. Er pries den hochseligen Bischof von Augsburg, Klemens Wenzeslaus, der die Kontrovers-Predigten verbot. Dieser Geist echt christlicher Toleranz ging auch auf Christoph über. Darüber giebt uns Klarheit eine Stelle aus seinem Tagebuch, welche lautet: „Erblickst du einen in Jammer und kannst ihm helfen, o frage nicht: Ist er ein Christ? Ist er katholisch? Er ist ein Mensch, dein Bruder, deine Schwester.“ Es ist nicht nötig, diesem auch nur ein Wort beizufügen, weil dadurch der Eindruck geschwächt würde; nur das soll noch gesagt sein, daß Christoph v. Schmid auch nach diesem Ausspruche stets lebte.

Daß bei einer so sorgfältigen Erziehungsweise in der Schmidschen Familie auch weniger wichtige Punkte beobachtet wurden, bedarf

nach dem bisher Gesagten keines Beweises. Die Kinder wurden daran gewöhnt, bei Tisch von jeder Speise zu essen, und zwar unter strenger Beachtung der Anstandsregeln. Außer Frühstück und Vesperbrot, Mittag- und Abendessen, bekamen die Kinder untertags nichts. Der Vater pflegte zu sagen: „Kinder, denen man den Tag über alles giebt, wonach sie gelüsten, werden naschhaft und lernen eine gewöhnliche Hausmannskost verschmähen; sie werden einmal sich hart in die Welt finden und auch andern beschwerliche Gäste sein.“ Diese im Elternhause geübte Einfachheit im Essen nahm Christoph mit in das Leben hinaus und blieb derselben treu bis in sein hohes Alter. Oder wurde er vielleicht deshalb so alt, weil er derselben treu blieb? — Auch auf die Kleidung der Kinder wurde sehr sorgfältig gesehen. Christoph v. Schmid erzählt hierüber: „Wir zwei ältern Knaben erschienen, als wir anfingen, Kirche und Schule zu besuchen, immer beide gleich und in keine hellen, sondern meistens grau melierte Farben gekleidet; die Kleidung war auch an Werktagen höchst reinlich und, wiewohl hier und da geflickt, durchaus ganz, ohne aufgerissene Nähte und fehlende Knöpfe. Nur als ich das erstemal zur heiligen Kommunion ging, erhielt ich, wie es damals hier und da bei Honoratioren Sitte war, einen Rock von scharlachroter Farbe. Dieser Rock machte von mir, dem ältesten der sieben Brüder, die Wanderung bis zum jüngsten, indem so, wie der eine daraus herausgewachsen war, der andere hineinwuchs. Unsere Haare, die man damals lang trug, waren immer aufs sorgfältigste gekämmt und zierlich in Zöpfe geflochten. Deshalb lobte man gar oft nicht uns, sondern die Mutter. ‚Man kann,‘ sagte einmal ein alter Herr, ‚an dem ganzen Aufzuge der Kinder sehen, was für eine Mutter sie haben; besonders aber erkennt man aus den wohl geordneten Haaren der Kinder den Fleiß und die Sorgfalt der Mutter.‘“

Wenn wir bei der häuslichen Erziehung Christophs länger, als es sonst der Fall ist, verweilen, so geschah dieses aus naheliegenden Gründen. Der beste Lehrmeister und Erzieher ist das gute Beispiel der Eltern; denn die Kinder glauben viel mehr dem, was sie sehen, als dem, was sie hören. Gute Lehren und böses Beispiel heben sich gegenseitig auf.

Der geistigen Ausbildung Christophs wurde alle Sorgfalt zugewandt und dessen Lehrer hoch in Ehren gehalten. Neben den Unterrichtsfächern in der deutschen und lateinischen Schule erhielt er auch Unterricht im Singen und Zeichnen. „Der einzige Reichtum, den ich euch hinterlassen kann,“ sagte der Vater, „ist eine gute Erziehung und ein sorgfältiger Unterricht, und ihr werdet euch dabei besser befinden und weiter kommen, als manche andere mit vielem Gelde. Es kommt nicht soviel darauf an, was der Mensch *hat*, als was er *ist* — was er *weiß* und *kann*.“ Es soll hier angeführt

werden, daß der damalige Stadtpfarrer von Dinkelsbühl, Grasmeier, und der Geheimrat Doktor Schneller von Dillingen, der Stifter der Normalschulen in Bayern, sich um die Hebung und Verbesserung der Volksschulen sehr verdient machten. Auf Betreiben des erstern, der auch häufig Schulbesuche machte und selbst unterrichtete, wurden in Dinkelsbühl zwei neue Schulhäuser erbaut und eine bessere Lehrmethode eingeführt. Schneller kam auf Ansuchen des Stadtpfarrers nach Dinkelsbühl, um einer Schulprüfung anzuwohnen und weitere Verbesserungsvorschläge zu machen. „Jedem Verdienste, und besonders dem ersten Anfänger eines glücklichen Unternehmens, seine Krone." Wenn Christoph v. Schmid die Hebung des deutschen Unterrichts jener Zeit gebührend belobt, so war er anderseits von dem Unterricht in der lateinischen Sprache, den er anfänglich von einem Verwandten, von Pater Adrian im Kloster der Karmeliten, erhielt, nicht erbaut; denn Pater Adrian unterrichtete nach der damals noch herrschenden Schlagmethode. „Mit Schlägen, Schmähworten und Weinen," sagt Christoph v. Schmid, „ging viele Zeit unnütz, ja zu unserm großen Nachteile verloren." Wenn der Lehrer seine Schüler heftig geschmäht und hart geschlagen hatte, wurde er wieder freundlich und gab ihnen Bier und Brot, Obst oder Konfekt: „Es muß nun einmal so sein; das Himmelreich leidet Gewalt. Die Knaben müssen wie Stockfische gebläut, derb geklopft und geschlagen werden, damit sie brauchbar nnd genießbar werden." So hart Pater Adrian gegen seine Schüler beim Unterricht in der lateinischen Sprache war, so mild und schonend zeigte er sich gegen sie bei andern Lehrgegenständen; ja, er konnte sogar heiter und interessant werden, wie z. B. in der Erdbeschreibung. Trotz der grausamen Behandlung seiner Schüler beim Unterricht in der lateinischen Sprache liebten ihn diese dennoch; seine ungeheuchelte Frömmigkeit machte ihn den Schülern ehrwürdig. Daß die beiden Schmid dem Lehrer aus Unverstand, kindischem Leichtsinne und wohl auch aus Mutwillen manchen Verdruß machten, giebt Christoph v. Schmid selbst zu und führt auch einige „Streiche" an. Wenn die Schüler trotz der Schlagmethode ihres Lehrers in der lateinischen Sprache gute Fortschritte machten, so lernte sie Christoph doch erst dadurch so recht eigentlich, daß er mit seinem Vater zur Fastenzeit in einem lateinischen Buche Betrachtungen über das Leiden Jesu las. Dadurch kommt Christoph v. Schmid zu dem gewiß richtigen Schlusse: „Nachdem die allgemeinen Regeln der Grammatik wohleingeprägt sind, muß man nur immer lesen und lesen. Alles einzelne giebt sich dann wie im Deutschen sehr leicht."

Bald wurden durch die Bemühungen des Stadtpfarrers Grasmeier auch die Lateinschulen verbessert, und Christoph v. Schmid erhielt jetzt den Unterricht in den lateinischen Klassikern von dem ebenso

freundlichen als tüchtigen Lehrer und Benefiziaten Lehnauer. Dieser verstand es auch auf treffliche Weise, seine Schüler gut zu erziehen. Die deutsche Sprache wurde damals sehr vernachlässigt. „Es ist schmählich," sagt Lehnauer, „daß wir alle Sprachfehler in der lateinischen Sprache so sorgfältig zu vermeiden suchen, aber in unserer Muttersprache so viele Fehler machen." Er gab seinen Schülern Unterricht in der deutschen Sprache, hielt sie an, auch deutsche Aufsätze, vorzüglich Briefe, zu schreiben und verbesserte alle Sprachfehler in den Schülerarbeiten sehr genau. Auch in der Arithmetik, worin die Schüler bis jetzt bloß mechanisch unterrichtet wurden, gab er ihnen einen sehr gründlichen, methodischen Unterricht.

Sobald Christoph körperlich und geistig hinreichend erstarkt war, wurde er von seinem Vater in der Kanzlei, kurzweg Amtsstube genannt, beschäftigt. Er that dieses, damit Christoph in seiner Nähe und unter seiner Aufsicht die Schulaufgaben mache und nach Kräften ihm bei seinen Arbeiten einige Hilfe leiste; denn auf ihm ruhte, da der Oberbeamte, Domkapitelscher Riesamtmann und Deutschordischer Obervogt in einer Person, etwas bequem war, die größte Last der Arbeit. Christoph begriff diese Kanzleiarbeiten leicht, erntete dadurch manches Lob und manchen Dank, auch klingende Anerkennung, lernte aber auch seinen Vater immer mehr als einen äußerst gewissenhaften, rechtlichen und treuen Beamten kennen.

Besondere Lichtpunkte im Leben des Knaben waren Ausflüge in die Umgebung; ohne die Eltern vor das Stadtthor zu gehen, war den Kindern verboten, und sie hielten das Verbot gewissenhaft, obwohl sie sehnlichst wünschten, einmal die Welt vor der Stadt sehen zu dürfen. Der Einsiedler bei der Ulrichskapelle, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, machte auf den Knaben einen tiefen Eindruck, wie auch die Bittprozession am Ulrichstage und die Wallfahrt auf den Schönenberg nach Ellwangen, wohin er in der Folge noch oft kam und dort manchen würdigen Mann nnd manche edle Frau kennen lernte.

In den Ferien gestattete der Vater dem kleinen Christoph längere Besuche bei den Freunden auf dem Lande: Pfarrer Ulrich Demmel zu Thannhausen im Ries, Pfarrer Kleesattel von Halsbach, Pfarrer Ruf von Lustenau. Der Aufenthalt bei diesen ebenso tüchtigen als freundlichen und heitern Herren war für Christoph auch von großem, geistigen Gewinne. So führte ihn Pfarrer Demmel spielend in die Erd- und Himmelskunde ein; bei Pfarrer Kleesattel erhielt er durch die reizende Umgebung des Dörfchens mächtige Anregungen für das Gemüt, und Pfarrer Ruf war ein Mann von unerschöpflichem Humor und witzigen Einfällen; dabei war er ein trefflicher Sänger und ein Meister im Violin- und Harfenspiel.

„Behalte Gott vor Augen, meide alles Böse, bete und studiere fleißig," sprach Schmids Vater, als Christoph im Herbste 1783 Dinkelsbühl verließ, um das Gymnasium in Dillingen zu beziehen. Sein väterliches Angesicht, voll liebevollen Ernstes und nicht ohne Wehmut, sollte der Sohn nicht wieder sehen. Schon zwei Monate nachher starb der Vater an einem Leberleiden nach sehr schmerzhaftem Krankenlager, nachdem er alle seine Kinder gesegnet hatte. „Ich hoffe zu Gott," sprach er auf dem Sterbebette, nachdem er alle irdischen Angelegenheiten bis ins einzelne geordnet und die Rechnung mit dem Himmel gemacht hatte, „daß Christoph mit Gottes Hilfe es so weit bringen wird, daß er die Mutter unterstützen und seinen Geschwistern ein Vater sein wird." Dieser gottvertrauende Segenswunsch ging auch wirklich in Erfüllung. Der Vater der Witwen und Waisen verließ die Witwe mit ihren Kindern nicht. Zunächst bekam sie durch die Heirat ihrer Schwester mit einem rechtschaffenen Witwer, welcher bald nach der Hochzeit starb, eine eigene Heimstätte und war so der Sorge um den Hauszins enthoben, und die Kinder waren sehr erfreut, wieder bei der Tante sein zu können. Auch die Mittel zum Weiterstudium Christophs nach Absolvierung des Gymnasiums kamen auf unerwartete Weise. Auf dem Gymnasium erwarb sich Christoph die glänzendsten Zeugnisse. Ergötzlich ist es, daß anfänglich das Wissen und Können Christophs von Lehrern und Schülern nach dem geringen Maße seines Körpers taxiert wurde. Der Professor Joseph Hermann meinte aber nach einer eingehenden Prüfung des jungen Studenten mit seinem blauen Mäntelchen, es werde wohl gehen und er werde einen guten Fortgang machen. Seine Klassengenossen betrachteten den kleinen Mann etwas befremdet und kopfschüttelnd. Der größte unter ihnen, der bisher immer im Fortgange der letzte in der Klasse gewesen war, rief: „Gottlob, nun werde ich doch noch einen hinter mir haben." Bei der ersten Lektion aber, da nach dem Ergebnisse der schriftlichen Arbeiten jedem sein Platz in den Schulbänken angewiesen wurde, kam es zu seiner Verwunderung und Betrübnis ganz anders, oder vielmehr es blieb für ihn beim alten. Professor Hermann war ein sehr liebenswürdiger, weiser und frommer Mann, ein wahrer Vater der Studierenden. Alle Schüler ehrten und liebten ihn wie ihren Vater und nahmen in allen ihren Angelegenheiten ihre Zuflucht zu ihm. Ernster, aber unserm Christoph ebenso zugethan, war Delaschad, Professor der obersten Gymnasialklasse, der im nächsten Jahre sein Lehrer wurde. Im Vergleiche mit Professor Hermann konnte man von ihm sagen: „Der Dichter muß geboren, der Redner kann gebildet werden" (Poeta nascitur, orator fit). Er war ein Redner, bei dem jedes Wort überdacht war. Es darf vielleicht noch angeführt werden, daß in jener Zeit die Anstalt nicht bloß auf Unterricht, sondern auch, und

zwar ganz vorzüglich auf Erziehung zur Religion und Sittlichkeit berechnet war. Das Studienjahr wurde sehr feierlich mit einem Hochamte und dem Gesange „Veni sancte Spiritus“ eröffnet. Alle Tage der Woche versammelten sich alle Schüler in ihrer Klasse und gingen dann mit ihrem Professor, Paar und Paar, zur heiligen Messe. Jede Lehrstunde wurde mit Gebet angefangen und beschlossen. Noch verdienen drei Anstalten angeführt zu werden, für die Schüler der lateinischen Schulen, für Jünglinge der höhern Gymnasialklassen und für die Studierenden der Universität: das Födus, die kleine und die große Kongregation genannt. In jeder dieser drei Vereinigungen fanden von Zeit zu Zeit Andachten statt, auch wurden besondere, dem Alter angemessene Vorträge gehalten. Es wurde endlich sehr darauf gesehen, daß alle Studierende nur in tadellosen Bürgerhäusern Kost und Wohnung nahmen.

Als Christoph v. Schmid das Gymnasium auf die ehrenvollste Weise absolviert hatte, kehrte er nach Hause zurück, wo ihm die Mutter mit betrübtem Herzen mitteilte, daß sie sich außer stande sehe, ihn weiter studieren zu lassen. Auf Anraten der Verwandten hatte sie sich entschlossen, ihn als Schreiber in die Kanzlei des Obervogts im Deutschen Haus in Dinkelsbühl zu geben. Christoph war hierüber bestürzt; denn er fühlte für das Kanzleileben wenig Neigung; vielmehr wünschte er sehnlichst, Philosophie zu studieren. Da schaffte ein Mitschüler Schmids, Heinrich v. Brentano, Rat und Hilfe. Derselbe verzichtete nämlich, als er von Schmids trauriger Lage gehört, edelsinnig auf eine ihm angetragene Hofmeisterstelle in der Familie des Geheimrats und Archivars v. Weber in Dillingen zu Gunsten seines Studienfreundes. Wer war glücklicher als unser Christoph! Die Mutter gab zur Uebernahme dieser Stelle gerne ihre Einwilligung, und so pilgerte der mit neuer Hoffnung erfüllte Sohn an einem Novembertage trotz der bereits großen Kälte wohlgemut zu Fuß nach Dillingen, wo er die beste Aufnahme fand*).

---

*) Franz Ernst Heinrich v. Brentano wurde am 9. Jan. 1768 zu Rottenburg a. N. geboren. Er hatte eine ganz besondere Vorliebe für das Schulfach, wozu er die Fundamente zu Salzburg bei Vierthaler und in Wien gelegt hatte. Brentano wirkte in der Folge als Geistlicher mit großem Segen in der Schule. Gegen Ende des Jahres 1805 schickte er von Kirchen bei Zwiefalten aus seine „Instruktion für die katholischen Landschullehrer Württembergs“ dem Staatsminister v. Normann-Ehrenfels zur Einsicht zu, worauf er katholischer Prediger in Stuttgart wurde. Kaum war er sechs Wochen dort, so wurde er im Jahre 1806 erster und damals noch einziger katholischer Geistlicher Rat, was er über Jahr und Tag allein war. Nach Erscheinen des Religionsedikts (1806) wurde er auch der erste katholische Stadtpfarrer Stuttgarts seit der Reformation. Im Jahre 1807 wurde seine „Instruktion“ veröffentlicht und blieb bis zum Erscheinen der „Allgemeinen königlichen Schulordnung“ die alleinige Norm für die katho-

In welchen Fächern und auf welche Weise Christoph v. Schmid seine drei hoffnungsvollen, wohlerzogenen Schüler im Alter von sechs bis acht Jahren, zwei Knaben und ein Mädchen, unterrichtete, soll späterhin gezeigt werden.

Neben seinem Unterrichte hörte Schmid auch die Vorlesungen des ebenso gelehrten, wie frommen Professors Weber über Philosophie und Physik. Eine ganz neue Welt ging hier für ihn auf; der klare, anschauliche und anziehende Vortrag dieses berühmten Gelehrten begeisterte ihn in hohem Grade. In dem Hause des Geheimrats Weber wurde Schmid wie ein zur Familie gehöriges Kind gehalten. Er kann in seinen „Erinnerungen" nicht aufhören, von dieser edlen Familie, der er so vieles zu danken hat, zu reden. Hier lernte er auch, daß die wahre Höflichkeit nicht bloß in herkömmlichen, schmeichelhaften Redensarten u. s. w., sondern in aufrichtiger Bescheidenheit und herzlichem Wohlwollen gegen alle Menschen bestehe; man muß alles meiden, was andern beschwerlich fallen könne, aber bereit sein, ihnen jede Gefälligkeit zu erweisen, durch die ihnen ein nützlicher Dienst geleistet werden kann. Der Geheimrat sah bei dem Lehrer seiner Kinder nicht bloß auf wissenschaftliche und moralische Qualifikation, sondern auch auf wohlanständiges Benehmen im Umgange mit den Menschen. Er beobachtete den Instruktor deshalb auch in dieser Hinsicht; und als er das erstemal mit der Familie zu Tisch saß, sprach er zu den Kindern: „Sehet, mit welchem Anstande euer Instruktor zu Tische sitzt und zu essen weiß. Ich habe es euch schon oft gesagt, daß man beim Essen und Trinken alles Schmatzen und Schlürfen vermeiden müsse. Unsere Tischgenossen sollen uns nur essen sehen, aber nichts davon hören." Auch Schmids seliger Vater hatte ihm dieses oft gesagt und auf dessen Befolgung streng und fest gehalten. „Die Vernachlässigung dieser Anstandsregel," sagte er, „hat schon manchen Mann um manche Annehmlichkeit des gesellschaftlichen Lebens gebracht, ihn seinen Mitmenschen lästig gemacht und an seinem weitern Fortkommen gehindert." Auch auf die geistige Entwicklung Schmids war der Aufenthalt in der Familie des Geheimrats von großem Einflusse. Die ausgewählte Büchersammlung desselben stand dem Instruktor vollständig zur Verfügung, und derselbe studierte nach Herzenslust. An den langen Winterabenden ließ

---

lischen Schulen Württembergs. Unerwartet wurde Brentano von seinem Könige am 6. August 1808 als königlicher Dekanatskommissär und Stadtpfarrer nach Radolfszell versetzt, wo er, nachdem er zuvor einige Zeit in Ifferten bei Pestalozzi gewesen war, sehr segensreich als Geistlicher Rat und landesherrlicher Dekan im Schulwesen wirkte. Als Radolfszell 1810 an Baden kam, wurde er Stadtpfarrer zu Löffingen, wo er auch starb. Er hat nützliche Schriften für die Jugend herausgegeben und auf jeder Stelle, die er bekleidete, viel Gutes gewirkt.

die gnädige Frau sich von ihm vorlesen aus solchen Schriften, die zugleich lehrreich und unterhaltend waren, und die auch den Kindern Vergnügen machten, ihnen Nutzen brachten und keinen Nachteil bringen konnten. Schmid bedauerte, daß die Katholiken damals an zweckmäßigen Schriften für die Jugend noch Mangel hatten. Die Mutter der ihm anvertrauten Kinder unterredete sich oft mit ihm über Religion, die ihr eine Herzensangelegenheit war, und über die künftige Welt. Auch über wissenschaftliche Dinge wußte sie treffende Bemerkungen zu machen, wie denn, sagt Schmid, Frauenzimmer in vielen Dingen ein feines Gefühl und einen sehr richtigen Blick haben.

Christoph v. Schmid überlebte alle Glieder dieser Familie um viele Jahre. Daran schließt er folgende Worte: „Ach, was wäre der Mensch, wenn es nach diesem schnell vorübergehenden Erdenleben mit ihm aus wäre, wenn von ihm nichts übrig bliebe, als eine Handvoll Staub, ein Häufchen Asche! Wie zwecklos wäre sein ganzes Dasein auf Erden? Wie eitel sein edles Streben nach Weisheit und Tugend! Der Mensch, als das mit den herrlichsten Anlagen reichlichst begabte aller Geschöpfe, wäre gerade das allerelendeste. Alle Mühen, alle Leiden seines Lebens wären vergebens! O Dank und Anbetung sei Gott und Seinem geliebten Sohne Jesus Christus für die Verheißung eines ewigen Lebens nach diesem vergänglichen. Die Hoffnung der Unsterblichkeit ist für uns sterbliche Menschen der einzige Trost am Grabe. Wie erhebend ist der Gedanke an den Himmel! Gott gebe, daß wir alle, die der Tod hier trennt, dort wieder vereinigt werden!“ Ähnlich spricht sich Christoph v. Schmid über diesen Gegenstand anläßlich eines Abschiedes aus. „Ach,“ sagt er, „es erregt schmerzliche Gefühle in meinem hohen Alter, in die Vergangenheit zurückzublicken! Unzählige Menschen von den vortrefflichsten Eigenschaften und Geistesgaben, von edelster Gesinnung, manche in der Blüte des Lebens, sind wie Schatten vorübergegangen, ganze Generationen sind in die Erde gesunken. Wie schrecklich wäre es, wenn von ihnen nichts mehr übrig sein sollte als Gebeine, Staub und Asche! Aber, o des Trostes! Nur ihre sterbliche Hülle wird zu Staub; ihr Geist ist unsterblich; er lebt drüben in einer bessern Welt! Es giebt ein ewiges Leben, ein Wiedersehen der Dahingeschiedenen. Dort werden keine Thränen der Trennung mehr geweint. O, Dank sei Gott, innigster Dank für die Gabe aller Gaben — die Unsterblichkeit!“

Zwei Jahre brachte Christoph Schmid im Weberschen Hause zu Dillingen in eifriger Wirksamkeit zu. Nachdem er das Studium der Philosophie beendigt hatte, trat er, da ihn sein stiller, frommer Sinn zum geistlichen Stande hinzog, als päpstlicher Alumnus in das Klerikalseminar zu Dillingen. Hier gewann er in dem Professor und nachmaligen Bischofe Johann Michael Sailer

einen erleuchteten Lehrer, einen liebevollen Wohlthäter, einen väterlichen Freund, der auf seine Geistesrichtung und seine Lebensschicksale den entschiedensten Einfluß ausübte. Das zweite Bändchen seiner „Erinnerungen" enthält die Biographie dieses bedeutenden Mannes, von dem der spätere Kardinal Fürstbischof Melchior v. Diepenbrock zu Breslau sagte: „Sailer genoß weithin durch Deutschland bei den Edelsten und Besten den wohlverdienten Ruf und Ruhm eines ausgezeichneten Lehrers, eines beredten Predigers, gelehrten Theologen, fruchtbaren Schriftstellers, erleuchteten Seelenführers, frommen Priesters und apostolischen Bischofs, kurz: eines trefflichen, großen Mannes; er war dies alles in hohem Grade; aber noch viel größer erschien er mir im täglichen, vertrauten Umgang als Mensch, als Christ." In seinen Briefen preist Christoph v. Schmid oft das große Glück, das ihm durch den persönlichen Umgang mit diesem Manne erblühte.

In die Zeit seines Aufenthaltes im Konvikte fallen Schmids erste schriftstellerische Versuche. Er bearbeitete für die im Pensionate befindlichen Nichtkleriker nach einem alten Manuskripte ein dreiaktiges Schauspiel „Der Wohlthätige". Er gab dem Stücke eine sittliche Tendenz und erntete bei der Aufführung desselben vor einem ansehnlichen Auditorium reichen Beifall. Sonst machte er in seinen freien Stunden, da, wie er sagte, das Büchleinschreiben nun einmal in ihm steckte, allerlei schriftstellerische Versuche. Für seine Schwester Franziska schrieb er ein kleines Aufsatzbüchlein, das für junge Mädchen lehrreich und unterhaltend war, ließ es zierlich binden und machte es ihr zum Geschenke. Ferner sammelte er Gleichnisse aus den Kirchenvätern, malte sie nach seiner Art etwas aus. Von vielen seinen Mitalumnen wurde dieses Schriftchen fleißig benützt. Endlich besorgte er für ein Frauenkloster zu Lauingen die Uebersetzung eines lateinischen Büchleins, wofür er als Honorar ein ganzes Schock Pfefferkuchen erhielt.

II.

Berufsleben.

Am 17. August 1791 wurde Christoph Schmid zum Priester geweiht; die Primiz feierte er in seiner Vaterstadt Dinkelsbühl, und die Primizpredigt hielt kein geringerer als J. M. Sailer. Der Umstand, daß Sailer in dieser herrlichen Rede darauf hinwies, wie die Vorsehung ihn auf mancherlei Weise mit dem Primizianten in nähere Verbindung gebracht habe, läßt genugsam erkennen, in welch inniger Seelengemeinschaft schon damals Lehrer und Schüler gestanden haben müssen.

Nach seiner Primiz mußte Christoph Schmid noch, wie jeder junge Geistliche, der als Alumnus nach Dillingen kam, sich einige Zeit in das Priesterseminar zu Pfaffenhausen begeben, um da ein Examen abzulegen, eine Probepredigt zu halten und noch mehr in die Liturgie eingeführt zu werden. Der Volksmund nannte Pfaffenhausen das geistliche Zuchthaus. Schmid meinte aber, in der That sei dieses nicht der Fall.

Der Regens des Seminars, Geistlicher Rat Rößle, war ein energischer, ernster, thätiger, einsichtsvoller und kluger Mann, der große Stücke auf Christoph Schmid hielt. Eine Erzieherstelle, die diesem nach kurzer Zeit angeboten wurde, lehnte er ab, weil er einzig und allein deswegen Geistlicher geworden war, um in der Seelsorge zu arbeiten. Nach sechs Wochen, einer ungewöhnlich kurzen Seminarzeit, kam Christoph Schmid als Kaplan nach Nassenbeuren, anderthalb Stunden von Pfaffenhausen entfernt, zu Pfarrer Abraham Kerler, einem Jugendfreunde und Mitschüler Sailers und sehr würdigen Geistlichen. Der Regens beglückwünschte Schmid zu dieser Stelle und fügte bei: „Sie kommen zu einem würdigen Manne. Daran ist für den ganzen künftigen Beruf eines jungen Geistlichen viel gelegen.“ Als Schmid seine Stelle antrat, war nur die alte Mutter des Pfarrherrn zu Hause. Sie betrachtete den Ankömmling und meinte dann: „Was ist denn das für eine kleine Gestalt von einem Kaplan? Doch, es ist recht. Er ist doch keine so große Überlast im Hause.“ Vom Pfarrer wurde er aufs herzlichste empfangen. Schmid lernte ihn bald als ein treffliches Muster eines Seelsorgers kennen, der ihm in allem als Vorbild dienen konnte. Er fühlte sich glücklich im Hause dieses wackern Mannes, und redlich teilten sie miteinander die Arbeiten in Kirche und Schule. Der Pfarrgemeinde gefiel das friedliche und einträchtige Zusammenleben der beiden Geistlichen, die einander so gut zu unterhalten wußten und

kein Wirtshaus besuchten. Wenn beide miteinander spazieren gingen, so pflegten die Leute, weil der Pfarrer von Person sehr groß und der Kaplan sehr klein war, zu sagen: „Da kommen Abraham und Isaak." — Hier schon zeigte es sich, wie sehr es der junge Geistliche verstand, die Kinder für sich zu gewinnen; denn so oft er die Schule betrat, jubelten ihm die Kinder laut zu. Trotz der vielen Pastorationsarbeiten vergaß Christoph Schmid das Studium nicht. Er arbeitete, einem Rate Sailers folgend, nach einer bestimmten Tagesordnung. Deswegen hatte er stets Zeit genug, und es fehlte ihm nie an einer frohen Gemütsstimmung. Ihm war eine der ungekanntesten und reichsten Glückseligkeitsquellen „ein bestimmtes, wenngleich ein ermüdendes, rauhes Tagewerk". Einschränkung ist ihm die andere Hauptquelle des Glückes. Bücher, welche er außer der Heiligen Schrift und griechischen Werken las, waren namentlich die Schriften Shakespeares. „Shakespeares Riesengröße," sagt er; „ich kann oft nur staunen, schauern, schmelzen, wenn ich so auf die rechten Stellen stoße." Da er bisher mit dem Landvolk keinen Umgang hatte, jetzt aber ihm näher gerückt war, so fand er an ihm manches bemerkenswert. Schon die Art, sich auszudrücken, hatte für ihn etwas Eigentümliches; sie war manchmal witzig, malerisch, zum Nachdenken anregend. Vom Volke lernte er für die volkstümliche Sprache in seinen Jugendschriften sehr viel. Schmid empfand die reinste Freude, wenn er an gewöhnlichen Landleuten oftmals wahrnehmen konnte, wie sie in ihrem frommen Sinne Gott in Seinen Werken erkennen, Ihn loben und Ihm danken. Tief rührte es ihn z. B. jedesmal, wenn er einen Bauern selbst im Unglück noch sagen hörte: „Nun, in Gottes Namen!"

Unter den Pfarrern der Umgebung führen wir einen ehrwürdigen Greis aus der Gesellschaft Jesu an, der zu Mindelheim wohnte, und der ein weiser, frommer Mann und ein großer Philolog war. Ungeachtet seines hohen Alters, er war schon seit lange Jubelpiester, sah er immer noch sehr blühend aus. Schmid hatte ihn zum Beichtvater gewählt, unterredete sich oft mit ihm und fragte ihn einmal, wie er es angegangen, ein so fröhliches Alter zu erreichen. Er sagte: „Ich habe es mir zur Regel gemacht, auf eine anstrengende, geistige Arbeit nie mehr als eine, höchstens zwei Stunden zu verwenden, aber dann eine andere, wenn auch nicht minder anstrengende Arbeit vorzunehmen, und dann wieder zur ersten Arbeit zurückzukehren. Dieser Wechsel bewahrt den Geist vor Überanstrengung, die der Gesundheit höchst schädlich werden, ja sie ganz untergraben kann."

Von Nassenbeuren aus kam Christoph Schmid als Kaplan nach Seeg (See-Egg) im Allgäu zu seinem ehemaligen Lehrer, Professor Feneberg. Schmid schildert diesen als einen verehrungswürdigen, frommen, wohlwollenden, menschenfreundlichen, kenntnisreichen, in allen

Fächern der Wissenschaften bewanderten und im Unterrichts- und Erziehungswesen ausgezeichneten Mann; Sailer nannte ihn einen wahren Nathanael, eine Seele ohne Falsch. Feneberg hatte bei einem Ritt auf ein entferntes Filial das Unglück, daß sein Pferd stürzte und er den Fuß brach, welcher abgenommen werden mußte. An Arbeit fehlte es den beiden Kaplänen nicht; denn die Pfarrei zählte mehr als 80 Weiler, einzelne Bauernhöfe und Mühlen, welche zusammen einen Raum von 12 Stunden im Umfang einnahmen. Korn und Roggen gedeiht in dieser rauhen Gegend nicht, nur Gerste und Hafer, und auch Flachs. Der Feldbau ist sehr mühsam, die Viehzucht lohnend. Die guten Leute waren arbeitsam, christlich gesinnt und sittlich gut. Sie setzten eine Ehre darein, niemals den Gottesdienst versäumt zu haben oder zu spät gekommen zu sein; und doch mußten manche, um dieses ausführen zu können, schon um 3 Uhr morgens aufstehen. So mühevoll in einer so ausgedehnten Pfarrei die Pastoration der Kranken, so anstrengend bei einer so großen Seelenzahl (2000) das mehrere Stunden lange Beichthören an Sonn- und Festtagen u. v. a. war, so brachte Christoph Schmid hier doch Tage zu, die er die glücklichsten seines Lebens nannte. Religion und Tugend waren bei dem stäten Umgange mit dem gottesfürchtigen Pfarrer und seinem frommen Mitgehilfen in der Seelsorge das Element, in dem er lebte. Alle eitlen Zerstreuungen waren hier fern; niemals, gesteht er, sei er ein besserer Mensch, auch nirgends zufriedener, ja seelenvergnügter gewesen als hier. In einem Briefe aus jener Zeit sagt er: „Abgeschieden von dem wilden Tummelplatze aller Leidenschaften, Thorheiten und Laster der Welt, stiller Naturgenuß, Gottesfreude, dürftiger Unterhalt, hier und da so ein Freundes-Besuch, ist das non plus ultra meiner Wünsche,

Bis mich mein Genius verjüngt
Zur Schar verwandter Geister bringt.

Die Quelle aller Unruhe und Seligkeit springt in uns selbst. Sie macht die ganze Welt um uns, wenn sie trüb rinnt, zu einem Moraste, wenn sie rein und klar fließt, zu einem frischen, grünen, segensvollen Paradiese.“

Neben den anstrengenden Pastorationsarbeiten hatte Christoph Schmid, wie erwähnt, immer noch Zeit, um die Studien zu pflegen und dem Unterrichte sich zu widmen. Auf Veranlassung Fenebergs entstand in Seeg eine kleine Lehranstalt für Knaben, die studieren wollten. Außer Latein wurde auch in der Erdbeschreibung, der Geschichte, Naturkunde unterrichtet. Auch Christoph Schmid beteiligte sich am Unterrichte, und indem er lehrte, lernte er. Die deutsche Pfarrschule wurde dabei nicht vernachlässigt.

Ungefähr fünf Vierteljahre befand sich Christoph Schmid in

Seeg. Durch Verwendung des Pfarrers Mayerhofer von Thannhausen an der Mindel gelang es dem gräflich Stadionischen Oberamtmann Oberst, den so eifrigen Priester Christoph Schmid für das erledigte „armselige Schul-Benefizium“ in Thannhausen zu gewinnen. Es kostete Schmid einen harten Kampf, seinen teuren Pfarrherrn und ehemaligen Lehrer Feneberg samt seinem liebgewonnenen Wirkungskreis zu verlassen. Pfarrer Mayerhofer aber hatte ihm die Verhältnisse viel zu rosig dargestellt; denn als Christoph Schmid aufgezogen war, fand er die rauheste Wirklichkeit; sein Schifflein, in welchem er bisher bei hoher Flut freudig einherfuhr, war in jeder Beziehung auf eine Sandbank geraten. Er mußte der Wissenschaft und dem gelehrten Studium „ade“ sagen und seine Gelehrsamkeit auf das A-B-C und das Eins und eins beschränken — ihm zum Heile.

Für die Schriftstellerei hatte er sehr wenig Zeit. Gleich beim Antritte seiner Schulinspektorsstelle mußte er aus Mangel eines Schulgehilfen bei der übergroßen Zahl von Schulkindern selbst Schule halten, wenn sich die Schule der Besserung nähern sollte. Nebenbei nahm ihn die Pastoration sehr in Anspruch; der Zudrang zum Beichtstuhle war so groß, daß Christoph Schmid oft vom frühesten Morgen an Beicht hören, dann predigen und wieder Beicht hören mußte. Durch das lange Beichthören hatte sich Schmid einen Rheumatismus zugezogen, an dem er bis in sein hohes Alter zu leiden hatte. Außer der deutschen Schule wurde ihm noch der Unterricht einiger Knaben, die studieren wollten, in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache übertragen. Von dem damals noch kurfürstlich bayrischen Direktorium der deutschen Schulen erhielt Christoph Schmid die Einladung, eine „Biblische Geschichte für die Schulen Bayerns“ zu verfassen. Sailer, welcher das Talent seines Schülers zu würdigen verstand, gab die Veranlassung dazu. Er schrieb Schmid, daß er ihn mit Steiner und Winkelhofer allein für geschickt und deshalb für berufen dazu halte. „Kindlich-klar, kindlich-herzlich und edel wie dein Herz, sei dein Ton!“ Christoph Schmid ergriff freudig diesen Antrag; bloß etwas stellte sich ihm hindernd in den Weg: Im Pfarrhofe zu Thannhausen wurde spät Tag gemacht; zur Winterszeit fand er vor morgens 7 Uhr kein warmes Zimmer. Erst als er eine eigene Haushaltung eingerichtet hatte, stand er auch im Winter morgens um 4 oder 5 Uhr auf. Dieses behielt er bis in sein höchstes Greisenalter bei; wenn er da erst um 6 Uhr aufstand, dann sagte er: „Ich bin aber ein fauler Mensch.“ Weil er in Thannhausen jeden Tag mindestens sechs Stunden Unterricht hatte, viele Zeit zur Vorbereitung und zu Krankenbesuchen u. s. w. brauchte, so konnte Christoph Schmid nur die späten Abend- und Nachtstunden auf die Biblische Geschichte verwenden, was zur Folge hatte, daß sie nur sehr

langsam fortschritt; das Manuskript konnte er nur bogenweise einsenden. Er bedauerte schmerzlich, daß er sich nie recht in seinen Gegenstand vertiefen und darin leben und weben konnte. An ein Werk aus einem Gusse war nicht zu denken, es war unmöglich. Oft seufzte er: „Wenn mir nur hier und da ein Vormittag zur Arbeit gegönnt wäre!“ Unter solchen Umständen wurde ihm das tägliche Unterrichten im Lesen, Schreiben und Rechnen zur Last, und er ging mit dem Gedanken um, seine pekuniär wenig einträgliche Stelle (300 fl.) wieder mit einer gewöhnlichen Kaplaneistelle, auf der er neben seinen litterarischen Nebenbezügen noch 100—150 fl. Gehalt und freie Verpflegung hatte, zu vertauschen. Endlich kam die Biblische Geschichte heraus und fand große Anerkennung und die weiteste Verbreitung. Materiellen Gewinn hatte Christoph Schmid davon keinen. Hätte er seine Biblische Geschichte nach den ihm gewordenen Anträgen einem Buchhändler in Verlag gegeben, dann hätte dieses Werk ihm wohl einen Gewinn gebracht, daß er als ein unabhängiger Schriftsteller seiner Muse allein hätte leben können. So aber hatte er es dem königl. bayrischen Zentral-Schulbücher-Verlag in München überlassen, welcher dem Verfasser 10 fl. für den Druckbogen gab, dafür aber in wenigen Jahren Hunderttausende als Gewinn daraus zog. Damit nicht genug; der kgl. Zentral-Schulbücher-Verlag stellte sogar an den Verfasser, so lange dieser noch Benefiziat zu Thannhausen war, das Ansinnen, zum Besten des Fonds für weitere Auflagen ganz auf ein Honorar zu verzichten. Der schüchterne Verfasser ging bloß deswegen nicht darauf ein, weil er sonst mit seinen Geschwistern nichts zu leben hatte. — Weitere Schriften, die Christoph Schmid um diese Zeit in Druck gab, sind: „Der erste Unterricht von Gott“, vom Volke das „Gottbüchlein“ genannt, welches in einigen Wochen zu stande kam, in denen ihm der Arzt den Schulbesuch verboten hatte; sodann „Das Glück der guten Erziehung“, eine Erzählung in Briefen, die Schmid verfaßte, um den Kindern Beispiele von Briefen vorzulegen und sie auch im Lesen und Schreiben zu üben, weshalb das Büchlein auch in Schreibschrift gedruckt ist.

Nach einer Reihe von Jahren, als Schmids Gesundheit ernstlich bedroht schien, bekam er dienstlich eine Erleichterung, indem man ihm die Kaplanei abnahm und einen Schulgehilfen anstellte. Die eigene Haushaltung, die Christoph Schmid jetzt einrichtete, wurde von seiner Schwester musterhaft geleitet. Wie bescheiden Christoph Schmid war, ersehen wir aus dem Lob, das er seiner Schwester in einem Briefe spendet: „Meine Schwester — unter allen meinen Lieben verdient sie zuerst meine Zufriedenheit. Sie ist so rein, so schuldlos, kann sich an allem so herzlich freuen, kann so innig sein, hat so viel Empfindung für Religion und alles Gute und Schöne und duldet so ergeben. Ich bin nicht wert, ihr Bruder zu sein. Laß uns werden,

wie sie!" — Die Arbeit in und für die Schule mehrte sich; denn als Thannhausen unter bayrische Landeshoheit kam, wurde Christoph Schmid zum Distriktsschulinspektor für alle Ortschaften des Landgerichts Ursperg diesseits der Mindel und auch der Herrschaft Edelstetten jenseits der Mindel ernannt. Diese Schulen sollten neu organisiert, neue Schulhäuser erbaut, Sommer- und Sonntagsschulen eingeführt, den Lehrern die ihnen zugewiesenen Gemeindeteile zugewiesen, Absentenlisten u. s. w. eingeführt werden. Da gab es viele Arbeiten und Schwierigkeiten. Neben den angeordneten Schulvisitationen hatte Schmid noch einige Schulaspiranten zu unterrichten.

Bei diesen mit vielen Schreibereien verknüpften Geschäften konnte Christoph Schmid bloß „Die Ostereier" als ein Ostergeschenk für seine Schüler und Schülerinnen, dann die „Genoveva" zu stande bringen und in Druck geben. Diese zwei kleinen Erzählungen machen kaum ein Bändchen seiner gesammelten Schriften aus, welche 18 Bändchen umfassen. Die Mehrzahl der Erzählungen, Schauspiele und Gedichte wurde zwar in Thannhausen zur unterhaltenden Belehrung der Schuljugend zu Papier gebracht und besonders zum Schlusse der Sonntagsschule vorgelesen; die kleinen Schauspiele wurden zur Fastnacht oder bei andern Veranlassungen aufgeführt, konnten aber erst während seines Aufenthalts in Oberstadion und Augsburg nach nochmaliger Überarbeitung dem Drucke übergeben werden. Er sagt, er wäre vielleicht ein Schriftsteller geworden, wenn er nicht so sehr viele Stunden der besten Lebensjahre mit dem gewöhnlichen Unterrichte und mit den beständigen Übungen im Lesen, Schreiben und Rechnen hätte zubringen müssen. Das ist gewiß bescheiden von sich selbst gedacht; aber er war eben ein großer Mann. Bei all der riesigen Arbeitslast, welche Christoph Schmid bewältigte, lebte er in jeder Beziehung so einfach, wie man dieses jetzt kaum mehr in Bürgershäusern auf dem Lande findet. Wein sah man nur dann auf dem Tische, wenn Gäste kamen. Der gewöhnliche Trank Christoph Schmids war Wasser; auch in spätern Jahren war er ein großer Wassertrinker. Trotz seines geringen Einkommens konnte er, dank seines Fleißes, seiner Genügsamkeit und Einfachheit, nicht bloß Kranke und Arme Thannhausens unterstützen, sondern auch seine Mutter, vier Brüder und eine Schwester. Als sich letztere mit einem Arzte in Schwäb.-Gmünd, Dr. Werfer, verheiratete, bezahlte er nicht bloß alles Anzuschaffende, sondern reiste auch mit drei Brüdern dorthin, um die Ehe selbst einzusegnen und sich mit seinen Brüdern des Glückes der Schwester von ganzem Herzen zu freuen. Alle seine Geschwister hatte er mit innigster Liebe in sein Herz geschlossen, und seine Mutter verehrte er mit rührender Liebe. Welche Freude hatte die schwergeprüfte Frau, als er ihr von Thannhausen aus sein erstes Büchlein, „Die Ostereier", gedruckt zuschickte nebst dem Honorar da-

für! Mit seinen beiden Mitgeistlichen lebte Christoph Schmid im besten Einvernehmen, das nie vom leisesten Schatten verdunkelt wurde. Auch gegen den Lehrer, der ja sein Unterstellter war, zeigte er sich stets voll Bescheidenheit und Freundlichkeit. Der Grundzug seines Charakters war, die Menschen zu erfreuen und zu beglücken, eine wahre Johannisnatur. Von den Männern, welche den Verfasser der „Ostereier" und der „Biblischen Geschichte" in Thannhausen besuchten, nennen wir Sailer und Kaplan Demeter in Wallbach, späterer Erzbischof von Freiburg. Diese teilten sich gegenseitig ihre Ansichten und Pläne zur Verbesserung des Volksschulunterrichts mit und, wie bekannt, führte auch Demeter dieselben zum Segen der Schule durch. Andere Männer, welche Christoph Schmid besuchten, waren: Domdekan v. Jaumann von Rottenburg, damals Kaplan in Schwendi, der württembergische Prälat Pahl, Professor Salat u. a. Die meisten dieser Besuche wurden in der Schule empfangen. Es herrschte jedesmal ein sehr reges, geistiges Leben in Gesellschaft dieser Herren. Als Beispiel möchten wir nur folgendes anführen. Professor Salat war ein leidenschaftlicher Disputator, namentlich bezüglich der damals sehr beliebten und gepriesenen kantischen Philosophie. Als sie eines Abends in Gesellschaft des Pfarrers darauf zu sprechen kamen, legte Christoph Schmid sehr klar die Grundsätze auseinander. Der Pfarrer, welcher lange und aufmerksam zugehört hatte, sagte am Ende: „Ich habe schon viel von dieser Philosophie und dem ‚Ding an Sich' gehört, kam aber nicht recht ins klare, was es denn eigentlich für ein Bewandtnis damit habe; auch aus den Erklärungen des Herrn Professors komme ich nicht, sie machten mich nur noch verwirrter; der Herr Schulinspektor kann es klar machen. Ich habe bisher immer geglaubt," sagte er dann, sich an Christoph Schmid wendend, „Sie könnten nur Schule halten und Erzählungen für Kinder schreiben; nun sehe ich, daß Sie auch Philosophie verstehen. Warum sagen Sie denn aber nichts davon?" Christoph Schmid war gerne stille und demütig. Dies beweist auch folgende Anekdote. Einmal kamen er und Salat miteinander nach dem damals noch bestehenden Kloster Neresheim*). Als sie am andern Morgen in die Sakristei kamen, um die heilige Messe zu lesen, legte der Mesner dem großen, statt-

*) Hier lebten die württembergischen Schulmänner Benedikt Maria v. Werkmeister als Studiendirektor und Professor des Kirchenrechts; als Herausgeber der „Schulordnung für den katholischen Anteil des Königreichs Württemberg" (1808) und vieler anderer Erziehungsschriften und als Mitglied des Königlich Katholischen Kirchenrats in Stuttgart wurde er einer der Hauptförderer der Erziehung und des Unterrichts; Pater Beda Pracher (1770—1819), der Erneuerer der Neresheimer Stifts- und der St. Galler Schulen und Organisator des katholischen Schulwesens in Württemberg; Pater Karl Nack, der Nachfolger Prachers in Leitung der Neresheimer Stiftsschulen.

lichen, majestätisch auftretenden Professor eilfertig die priesterlichen Gewänder an. Dann sagte er zu Christoph Schmid, der bescheiden hinter Salat hergegangen war: „Nun, er, Kleiner, wird wohl ministrieren können?“ und reichte ihm das Meßbuch. Professor Salat berichtigte den Irrtum des Mesners und sagte ernst: „Dieser hochwürdige Herr liest auch Messe.“ Allein Christoph Schmid nahm, da augenblicklich kein Ministrant da war, das Meßbuch und diente demütig dem großen Salat am Altare.

Beinahe zwanzig Jahre lang wirkte Christoph Schmid zu Thannhausen auf das segensreichste. Seine Kräfte setzte er nicht bloß in Kirche und Schule zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen ein, er nahm auch an allen Vorkommnissen, welche das häusliche und bürgerliche Leben der Ortsbewohner betrafen, innigen Anteil und leistete, soviel er vermochte, mit Rat und That Hilfe, und dies alles trotz der körperlichen Leiden, die ihn oft heimsuchten. Besonders verursachten ihm seine zarten Nerven viele Unruhe und Beschwerden. Er fühlte eine Änderung der Witterung immer voraus. Öfters äußerte er: „Meine Nerven gleichen den Saiten einer Harfe, die bei nasser Witterung schlaff sind; doch bei besserer Witterung werden sie wieder straff.“

Wer in uneigennütziger Weise Liebe säet, wird auch reichlich Liebe ernten. Dieses bewahrheitete sich bei Christoph Schmid und zeigte sich recht klar, als die Bewohner Thannhausens erfuhren, daß sie den großen Kinderfreund verlieren sollten. Aus Liebe zur Schule und zur Jugend, auch wegen seiner schwankenden Gesundheit, schlug er eine ihm angetragene Professur für Pädagogik und Ästhetik an dem neuerrichteten Lyceum in Dillingen aus.

Die Pfarrstellen und Benefizien in Bayern wurden damals sehr hoch besteuert; Christoph Schmid hatte nun aber von seinem armseligen Benefizium, das bisher steuerfrei war, beinahe ein Drittel des Betrags Steuern zu bezahlen. Obwohl seine Schriftstellerei ihm einigen Nebenverdienst abwarf, so reichte es doch nicht hin, den jährlichen Ausfall zu decken, wollte er seine Mutter und Geschwister unterstützen. Er sah sich daher genötigt, um eine einträglichere Stelle einzukommen. Mehrmals meldete er sich, wurde aber jedesmal abgewiesen. Wegen eines Zeitungsartikels, der gegen den neuen Schulplan des Oberkirchenrats Wismayer gerichtet war, nach welchem ein Professor sich nicht richten konnte, und den man mit der Ablehnung der Christoph Schmid angetragenen Professur in Verbindung gebracht hatte, fiel dieser in Ungnade bei dem maßgebenden Wismayer. Herr v. Jaumann, damals Dompfarrer in Rottenburg, schrieb ihm in dieser kritischen Zeit, die durch den Grafen von Stadion zu vergebende einträgliche Pfarrei Oberstadion sei frei geworden, Christoph Schmid solle um Verleihung derselben bitten; man werde

ihn in Württemberg gewiß mit Freuden aufnehmen. Christoph Schmid, dessen Bruder Martin in Oberstadion als gräflicher Rentamtmann angestellt war, erkannte hierin einen Wink der Vorsehung. Nach den Landesgesetzen Württembergs hätte sich Christoph Schmid vor seiner Anstellung einer Prüfung, dem sogenannten Pfarrkonkurse, unterziehen sollen; aber Kirchenrat Werkmeister schrieb auf eine diesbezügliche Anfrage umgehend, daß von Christoph Schmid eine Prüfung nicht gefordert würde. Am 5. Oktober 1815 übersandte Graf Stadion Christoph Schmid die Präsentation auf die Pfarrei Oberstadion, und am 5. Januar 1816 wurde er vom Könige von Württemberg bestätigt. Wie ein elektrischer Schlag wirkte diese Nachricht durch ganz Thannhausen: überall war Trauer, Klage und Schmerz. Auch Christoph Schmid trennte sich ungern von Thannhausen und dem Kreise, der ihm lieb geworden war. Er trug, soviel er vermochte, noch Sorge dafür, daß das von ihm begonnene Werk der Bildung und Erziehung der Jugend in seinem Geiste fortgeführt werde. In ergreifenden Worten verabschiedete er sich von dem Kreisschulrat Müller in Augsburg, von den Lokalschulinspektoren, Lehrern seines Bezirks und seiner Gemeinde. Sein letzter Gang in Thannhausen war in die Schule, wo er sich von dem Lehrer und den Kindern verabschiedete. Als er in die bereitstehende Kutsche stieg, weinten alle Kinder laut zusammen, die Erwachsenen weinten und schluchzten, und viele liefen hinaus auf die Straße dem Zuge von reitenden Jünglingen und mitfahrenden geistlichen und weltlichen Beamten nach, bis Wagen und Reiter vor ihren Augen entschwanden.

Im Frühjahr 1816 kam Christoph Schmid in Oberstadion an. Es ist dieses ein großes Pfarrdorf mit über 1300 Seelen, 3 Stunden von der Oberamtsstadt Biberach in Oberschwaben entfernt. Zu seiner großen Freude traf Schmid hier ein würdiges Gotteshaus mit wertvollen Gemälden und Bildschnitzereien. Der Pfarrhof dagegen war in einem so verwahrlosten Zustande, daß er sogleich Handwerksleute kommen lassen mußte, um das Gebäude wohnlicher zu machen. Damit er seiner Muse ungestörter leben konnte, ließ er sich auf dem geräumigen Boden des Hauses ein kleines, gegen Morgen gelegenes Studierzimmer herrichten. Hier schrieb er in freien Stunden mehrere seiner Erzählungen. Anfangs blieb ihm jedoch nur wenig Zeit zu litterarischen Arbeiten übrig. Er mußte sich erst in die neuen Verhältnisse einleben, die ihm fremden Verordnungen kennen lernen. Aber er trat sein neues Amt als Pfarrer mit Mut und Freude an. Die liebevolle Freundlichkeit, welche Christoph Schmid wie angeboren war, hatte ihm sogleich aller Herzen gewonnen. Freudig eilten die Pfarrangehörigen an Sonn- und Feiertragen herbei, um das Wort Gottes aus seinem Munde zu vernehmen. Christoph Schmid bereitete sich immer sehr fleißig auf die Predigten vor; er schrieb die

meisten derselben wörtlich nieder und trug sie bei seinem trefflichen Gedächtnisse ebenso vor. Unter seinen hinterlassenen Schriften finden sich eine Menge Kanzelvorträge aus dieser Zeit. Sie sind im Geiste des heiligen Johannes gehalten; der Grundton darin ist die Liebe. Dabei hatte er die Gabe, sich ganz zum Volke herablassen zu können. — Die Schule besuchte Christoph Schmid alle Tage, um Religionsunterricht zu erteilen. Die Christenlehre an den Sonntagen nachmittags hielt er, auch als er später einen Vikar auf eigene Kosten genommen hatte, immer selbst. Die Verwendung der Einkünfte der Kirchenstiftung und der Armenpflege wurde genau und weise geregelt. Dabei unterließ er es nicht, aus eigenen Mitteln arme Kranke zu erquicken; er konnte jetzt, da er ein reichlicheres Einkommen hatte, noch mehr Gutes thun. Besonders viel Gutes hat Christoph Schmid im Teuerungsjahr 1817 gethan. Er schreibt darüber: „Es war ein schreckliches Jahr; die Getreidepreise stiegen ungeheuer. Ein Wohlthätigkeitsverein wurde angeordnet, eine sehr wohlthätige, sehr weise Anstalt. Gott wolle die hochselige Königin Katharina in jener Welt dafür belohnen! Mir wurde ein eigener Bezirk angewiesen. Ich arbeitete mit Lust, ja mit Feuer. Meine Mitgeistlichen, Schullehrer, Schulaspiranten, ja sogar weibliche Hände mußten die Berichte, Vorschläge, Tabellen und Anfragen, die ich verfaßte, abschreiben. Es geschah wahrhaft Gutes, das mich innig freut.“ Als die Not vorüber war, wurde Christoph Schmid wegen seiner Sorgfalt für die Armen von den Regierungsbehörden in einem besonderen Schreiben belobt. Noch mehr aber hatte er durch seine aufopfernde, von jeglicher Nebenrücksicht freie Wohlthätigkeit die Herzen seiner Pfarrangehörigen gewonnen. Sie kamen ihm mit Liebe und Hochachtung entgegen und waren stolz darauf, einen so eifrigen Seelsorger zu haben. Natürlich gab es in seiner Pfarrei auch solche, die nicht auf ihren Pfarrer hörten und ihn durch ihren ärgerlichen Lebenswandel betrübten; aber selten konnte so ein hartgesottener Sünder auf die Dauer dem liebevollen Wesen seines Seelsorgers widerstehen. Die Bauern Stadions machten die Ehrenbezeigungen, die Christoph Schmid von hochgestellten Herren, wie durch den letzten Prälat der aufgehobenen Reichsabtei Marchthal, Friedrich v. Walter, damals Pfarrer in Kirchbierlingen, von Bischof J. M. Sailer, Jg. Demeter, Domkapitular Wagner u. s. w. erhielt, zu den ihrigen und empfanden aus diesem Grunde eine noch größere Achtung vor ihm. Durch die Anwesenheit seines Bruders, eines sehr heiteren und gebildeten Mannes, die Liebenswürdigkeit des Grafen Stadion und dessen Angehörigen, die herrlichen Parkanlagen u. s. w. gestaltete sich Schmids Aufenthalt in Stadion zu einem ganz angenehmen. Künstler, wie der Maler Huber aus Weißenhorn, Genremaler Pflug aus Biberach, fanden in dem kunstsinnigen Pfarrer von Stadion eine treffliche Stütze.

Auf einer Reise in die Schweiz erregte ein Gemälde der Konstanzer Malerin Ellenrieder sein Entzücken und unter den Werken der Natur der Rigi mit seiner herrlichen Aussicht.

Nicht lange nach der Übernahme der Pfarrei Stadion wurde Christoph Schmid zum Bezirks-Schulinspektor ernannt. Da er aber eine große Pfarrei zu verwalten hatte und auch als Schriftsteller noch wirken wollte, lehnte er diese Stelle ab. Dagegen übernahm er das Amt eines Direktors der Kapitelskonferenzen. Gegen die Übergriffe der damaligen Bureaukratie in kirchlichen Dingen trat er sehr energisch auf und sprach es offen aus, daß das Einschreiten der polizeilichen Gewalt in kirchlichen Dingen nie von guten Folgen gewesen sei. In einem Briefe an Sailer sagte er, es sei allgemeiner Wunsch, daß wir endlich einen würdigen Bischof haben und ihm in geistlichen Dingen ganz untergeordnet werden möchten. Auch die vielen lästigen Schreibereien, die nur zu oft ein großes Hindernis der geistigen Thätigkeit sind und den Geistlichen zum Schreiber herabwürdigen, wünscht er beseitigt. Demungeachtet beschenkte Christoph Schmid während seines Aufenthaltes in Stadion Eltern und Kinder mit mehreren Erzählungen, welche meistens aus besonderen Veranlassungen geschrieben wurden, so z. B. die „Blüten, dem blühenden Alter gewidmet", welche er als Gegengruß der Schuljugend nach München sandte, oder „Das Blumenkörbchen", welches er den Zöglingen der damals zu Indersdorf in Bayern bestehenden weiblichen Erziehungs-Anstalt auf deren herzliche Bitte überreichte.

Während Christoph Schmid Pfarrer zu Stadion war, starb seine vielgeprüfte Mutter, 75 Jahre alt, zu Dinkelsbühl, wo sie Christophs Bruder Joseph, der Prediger und Kantor an der Stadtpfarrkirche daselbst war, die Haushaltung geführt hatte. Einige Jahre darauf starb auch dieser Bruder, und auch in der Verwandtschaft griff der Tod nach manchem jungen Menschenleben. Überall da trauerte Christoph Schmid mit den Trauernden und tröstete sie liebreich mit den Lehren unserer heiligen Religion.

Christoph Schmid war zehn Jahre Pfarrer in Stadion. Die württembergische Regierung wußte seine Verdienste um Volks- und Jugendbildung zu schätzen. Er erhielt den Ruf von ihr als Professor der Moral- und Pastoraltheologie an die Universität Tübingen; auch wurde ihm die Stelle eines Regens des Priester-Seminars in Rottenburg angetragen. Er lehnte jedoch beide Anträge ab, weil er einfacher Seelsorger und dem Kreise der Kinderwelt nahe bleiben wollte. Die Versuche des damaligen Fürsten von Sigmaringen, Schmid für sein Fürstentum zu gewinnen, blieben erfolglos. Als aber im Jahre 1825 Ludwig I. von Bayern den Königsthron der Wittelsbacher bestieg, berief er Christoph Schmid in gerechter Würdigung seiner Verdienste in sein Vaterland zurück, indem

er ihm auf Anregung Sailers die Stelle eines Domkapitulars in Augsburg übertrug. Einer so ehrenvollen Berufung konnte und wollte sich Christoph Schmid, so gern er auch in Stadion war, nicht entziehen. Er folgte, gerührt von der Gnade seines Königs, dem Rufe; nur konnte er erst im folgenden Jahre wegen Kränklichkeit auf seine neue Stelle abgehen. Die zahlreichen Freunde Schmids in Bayern, vorab Bischof Sailer in Regensburg, der Bischof von Augsburg und dessen Generalvikar, Schmids ehemaliger Lehrer, Professor Weber u. v. a. erwarteten ihn mit Sehnsucht. Bischof J. Baptist v. Keller in Rottenburg aber war über den Verlust Schmids schmerzlich und wehmütig berührt; er bedauerte es tief, daß es nicht in seiner Macht stand, Christoph Schmid, „eines der verdientesten, würdigsten und ausgezeichnetsten Mitglieder des Klerus aus seinem Sprengel“, zurückzuhalten. Unter anderm sagte der hochwürdigste Herr in seinem diesbezüglichen Schreiben: „Die zarte und würdige Gesinnung, womit Sie, Hochwerter, in Ihrem edlen Schreiben von mir, dem unverdienten Vorstand, Abschied nahmen, konnte meinen Schmerz nur noch vermehren und entlockte meinen Augen Thränen, meinem Herzen Empfindungen der Wehmut! Um so erhebender muß es Ihnen sein, zu wissen, daß Sie die Achtung, Liebe, Ergebenheit und dankbare Verehrung des ganzen inländischen Klerus bis auf den geistlichen Vorstand in hohem Grade mit sich nehmen. Es ist eine Weihe, Ihrem Talente, tief in die religiöse Jugendbildung einzuwirken, und Ihrem Eifer, Gutes im Reiche Gottes zu verbreiten, dargebracht. Ich wünsche, daß ich diese Weihe, wenn Sie, Verehrtester, um die Entlassung vom kirchlichen Verbande einkommen, öffentlich darbringen könne. Gott stärke Sie, daß Ihr Licht noch lange leuchte und besonders die Jugend für Christus erwärme, was Ihrem Geiste eigen ist.“

Im Mai 1827 verließ Christoph Schmid nach hartem Abschiede Stadion fast so arm, als er vor 10 Jahren die Pfarrei angetreten hatte. Seine unbegrenzte Wohlthätigkeit und verschiedene ungünstige Umstände verhinderten größere Ersparnisse. Aber er nahm bei seinem Abschiede etwas Besseres mit als Geld und Gut: die Segenswünsche seiner Pfarrkinder und den Dank der Armen. Seine ehemaligen Pfarrkinder besuchten ihn noch in Augsburg, um Rat und Hilfe von ihm zu erbitten, und in vielen Häusern seiner Pfarrei wurde für Christoph Schmid alle Abende lange Zeit ein Vaterunser gebetet.

Christoph Schmid wurde in Augsburg von dem damaligen Bischof Ign. Albert v. Riegg und von Generalvikar Weber überaus herzlich aufgenommen; am 24. Mai 1827 wurde er in der Domkirche unter dem Zudrange einer großen Volksmenge in sein neues Amt eingesetzt. Da Christoph Schmid bisher auf dem Lande gelebt und den stillen Aufenthalt daselbst sehr lieb gewonnen hatte,

gewöhnte er sich in der Stadt schwer an. Dazu kam noch, daß seine Mietwohnung zu hoch und an einer der geräuschvollsten Straßen lag und die Sonne erst am Abende erhielt. Das Heimweh nach seinem lieben, schönen Stadion stellte sich mächtig ein. Auch die trockenen Kanzleigeschäfte, die er als Domkapitular zu besorgen hatte, sagten ihm, dem gemütvollen Menschen, wenig zu. Seine Schwester wußte, was ihm fehlte, um sein neues Tagewerk mit Freude zu erfüllen und wieder Erzählungen zu schreiben: eine eigene, freundliche Wohnung, ein stilles, sonniges Studierzimmer und womöglich ein Gärtchen mit Blumen davor. Bald war ein solches in der Nähe des Domes gefunden und gekauft. Christoph Schmid zog dort hin, lebte neu auf, arbeitete mit Freuden in seinem Berufe und fing wieder an, Erzählungen zu schreiben; auch für verschiedene Zeitschriften lieferte er Beiträge.

Im Ordinariate hatte er das Referat über die Schulangelegenheiten. Es wird von Christoph Schmid gerühmt, daß er jeden Geistlichen, der in irgend einer Angelegenheit zu ihm kam, immer sehr liebevoll aufnahm, ihn anhörte und im „Geistlichen Rate", wenn es ihm möglich war, für ihn sprach. Er nahm nie eine einseitige Klage an, sondern handelte nach dem Grundsatze: Man muß beide Teile hören. Eine strenge Amtsmiene, ein hoher, abweisender Ton war seiner Natur durchaus zuwider. Bei den Konkursprüfungen war er sehr rücksichtsvoll, half nach und munterte die Kandidaten auf, unerschrocken zu sein.

Im Jahre 1832 wurde Christoph Schmid das Amt eines kgl. Kreisscholarchen für Schwaben und Neuburg übertragen. Als gründlicher Kenner des Schulwesens wirkte er in dieser Stellung sehr segensreich für Jugendbildung und Erziehung. Sein Grundsatz namentlich gegenüber den Landschulen war: Non multa sed multum — Nur das Allernotwendigste, dieses aber recht gründlich.

Oft pflegte er zu sagen: „Die neuern Pädagogen spannen ihre Forderungen zu hoch." Bei Anstellung der Lehrer sah er nicht bloß auf gründliche Kenntnisse, sondern hauptsächlich auf religiöse und sittliche Bildung. Viele Lehrer wandten sich mit Bitten und Fragen an ihn; allen antwortete er freundlich und half nach Kräften. Stets hat er den Lehrerstand hoch geachtet; kannte er ja aus eigener Erfahrung den schweren Beruf eines Volksschullehrers. Er war, wie er sich ausdrückte, selbst viele Jahre „deutscher Schulmeister". Als Mitglied der im Jahre 1834 eingesetzten Kommission für Prüfung und Abfassung zweckmäßiger Lehrbücher für die Volksschulen Bayerns verfaßte er in Gemeinschaft mit dem berühmten Naturforscher Schubert den naturgeschichtlichen Teil des „Lehr- und Lesebuchs für die mittlern und obern Klassen der deutschen Schulen im Königreich Bayern".

Auf Aufforderung des Bischofs Ignaz Albert v. Riegg gab Christoph Schmid im Jahre 1836 einen „Katechismus der christkatholischen Religion“ für das Bistum Augsburg heraus, der vom Apostolischen Stuhle gutgeheißen wurde und seiner Vortrefflichkeit wegen auch in andern Diözesen zur Einführung gelangte.

In Anerkennung seiner Verdienste ernannte König Ludwig im Jahre 1837 Christoph Schmid zum Ritter des Verdienstordens der bayrischen Krone. Auch sonst war ihm der Monarch sehr gnädig gesinnt. Es wäre ihm unter diesen Umständen ein leichtes gewesen, eine Dignität im Domkapitel zu erhalten. Als Christoph Schmid in Schulangelegenheiten sich einmal in München befand, in der Zeit, als die Domdechantstelle in Augsburg frei war, wurde er zum Könige berufen, der ihn bei dieser Veranlassung auch fragte, ob er keinen Wunsch habe. Christoph Schmid verneinte dieses. Sogleich nach dieser Audienz ernannte der König den Domkapitular Egger zum Domdekan. Christoph Schmid fürchtete, wenn er eine Dignität im Domkapitel hätte, dann könnte er für die Kinder nicht mehr schreiben.

Auch als Domkapitular lebte Christoph Schmid so einfach wie früher. Um 4 Uhr stand er auf und arbeitete; um 6 Uhr ging er, wenn ihn rheumatische Leiden nicht daran hinderten, in den Chor; dann las er die Messe. Von 8 Uhr an wurde die Zeit durch Amtsgeschäfte in Anspruch genommen. Mittags speiste er immer sehr einfach; nur wenn, was nicht selten der Fall war, Gäste sich einfanden, wurde eine etwas reichere Mahlzeit bereitet. Er betete, sein schwarzseidenes Käppchen, das er stets zu Hause trug, in den Händen haltend, immer sehr andächtig das Tischgebet, bevor er sich mit seinen Gästen zu Tische setzte. Wollten hier und da Gäste aus Höflichkeit wegen der ihnen angewiesenen Plätze Umstände machen, so pflegte er lächelnd zu sagen: „Das Leben ist viel zu kurz, um lange Komplimente zu machen.“ Während des Essens wußte Christoph Schmid seine Gäste aufs angenehmste zu unterhalten. Von den Fehlern anderer Menschen sprach er höchst selten, und dann nur mit Bedauern; er lenkte sogleich das Gespräch von den Fehlern derselben auf ihre guten Seiten oder schwieg ganz. Überhaupt waren seine Urteile über andere ungemein milde und sehr vorsichtig. Wie in seinen Erzählungen, so liebte er auch in seinen Gesprächen mehr das Licht, als die Finsternis. Zu dieser Milde hatte er sich durch harten Kampf durchgerungen. „Die Tugend ist ein beständiger Kampf, ein angestrengter, unbehaglicher Zustand; aber dennoch giebt es auf Erden für den Menschen keine andere Glückseligkeit.“ Alle Tage pflegte Christoph Schmid ein Mittagschläfchen zu machen und dann mit seiner Schwester Kaffee zu trinken — die einzige Liebhaberei, die er bezüglich des Trinkens hatte. War die Witterung gut, dann ging

er in das Hausgärtchen, um die Blumen und Früchte zu betrachten oder Blumenstöcke zu begießen. Je wärmer die Witterung war, desto wohler fühlte er sich. Er konnte einen hohen Grad Hitze ertragen. Auch sein Arbeitszimmer war immer sehr stark geheizt. Gerne machte er an schönen Nachmittagen einen Spaziergang meist zum nächsten Thore hinaus in Begleitung seiner Schwester oder seines Bruders Aloys, quieszierten Herrschaftsrichters, oder eines ihm besonders befreundeten Domherrn. Er trug dann einen dunkelblauen Überrock, an dem das Ordensband nicht fehlte, hohen Seidenhut und blank gewichste, bis an die Kniee reichende Stiefel. Handschuhe trug er nie, selbst nicht im kältesten Winter, den damals beliebten Frack nur bei Feierlichkeiten. Im Uhrentäschchen hatte er eine alte, große, goldene Repetieruhr, doch ohne heraushängende Kette. Er ging sehr aufrecht, kurze Schritte nehmend, ohne Stock; die rechte Hand hatte er vorn im zugeknöpften Überrock, die linke auf dem Rücken, ähnlich wie Napoleon dargestellt wird, mit dem er in einem Jahre und an einem Tage geboren wurde. Etwas zeremoniell, freundlich, höflich, wie jene alten, wohltemporierten Herren aus der Zeit, da man noch Zöpfe und Perücken trug, vergaß er gewiß keinen, auch den geringsten Gruß nicht zu erwidern.

Abends ging Christoph Schmid nie in Gesellschaft, liebte überhaupt namentlich große Gesellschaften nicht; er war am liebsten allein. An heitern Abenden besuchte er zuweilen die Sternwarte, denn Christoph Schmid liebte nicht bloß die Blumen der Erde, sondern auch die Sterne des Himmels. Wenn seine Hauseinrichtung auch alt und unscheinbar war, so besaß er doch eine hübsche Anzahl sehr guter Ölgemälde, wertvolle, ältere Kupferstiche und schöne, neuere Lithographieen. In einigen Erzählungen Christoph Schmids („Weihnachtsabend“ und „Angelika“) spricht sich seine Liebe zu der edlen Kunst der Malerei ebenso anziehend als belehrend aus.

Zu Nacht aß der Verfasser der „Ostereier“ ein oder zwei weich gesottene Eier und trank ein Glas Bier dazu. Dann las er eine größere Zeitung, auch andere Tagesblätter, und danach noch laut, oft anderthalb Stunden, eine schöne Erzählung oder sonst etwas aus einem Schriftsteller zur Erheiterung vor. Wenn ihn ein Gedanke besonders ergriff, so war es, als ob ein heller Strahl auf sein Gesicht fiel. Oft dehnte er das Gespräch mit seiner Schwester bis spät in die Nacht hinein aus. Vor dem Schlafengehen zog er jedesmal seine Uhr auf. Er konnte keine still stehende Uhr und nichts schief hängen sehen. Reinlichkeit und Ordnung waren ihm Bedürfnis.

Den Sonntag hielt Christoph Schmid strenge. Da ruhte er, unterließ auch ein schulmäßiges Studium. Der Tag des Herrn war ganz dem Gebete und der Betrachtung geweiht. Als Dank für eine von ihm gereichte milde Gabe, eine gewährte Unterstützung, erbat er

sich die fromme Fürbitte. Bei Abschieden, die er kurz zu machen pflegte, sagte er: „Betet für mich alten Mann!“ Für empfangene Aufmerksamkeiten war Christoph Schmid sehr zartfühlend und dankbar. Er hatte immer einen Vorrat schön und zierlich gebundener Exemplare seiner Erzählungen, um Freunde, die ihn besuchten, damit zu erfreuen. Besonders ging kein Kind unbeschenkt von ihm. Als er im Bade zu Wemding (im Ries) war, sandten ihm die in der Nähe wohnenden Kapuziner öfters Blumen und Früchte aus ihrem Klostergarten. Als Gegengruß überschickte er ihnen einen Korb edlen Weines. Überhaupt ließ er sich nichts umsonst thun. Seine deutschen Landsleute gewöhnlichen Schlages wohl kennend, gab er stets reichliche Trinkgelder. Wegen dieser Freigebigkeit wurde er auf Reisen und in Gasthöfen sehr zuvorkommend bedient. Oft wiederholte er: „Alles, was aus Interesse geschieht, taugt durchaus nichts.“ Mit Geldsachen gab er sich nicht gerne ab; er überließ sie seiner Schwester. Gewinn aus seinen Schriften zu ziehen, verstand er nicht. Noch zu seinen Lebzeiten wurden sie ohne Erlaubnis zahlreich nachgedruckt. Eine Thräne der Rührung schätzte er unendlich höher, als ein Goldstück. Nie klagte er über Mangel an Geld, wohl aber über Mangel an Zeit.

Als Domherr machte Christoph Schmid beinahe jeden Sommer oder Herbst eine Erholungsreise oder besuchte auf den Rat des Arztes ein Bad. So gebrauchte er im Jahre 1828 mit Bischof Sailer Karlsbad, wo er die gräfliche Familie Stolberg-Stolberg kennen lernte. Während seiner Mußezeit schrieb er hier die Erzählung „Ferdinand, die Geschichte eines jungen Grafen aus Spanien“, zu der er die Hauptzüge in einem alten Buche fand. Auf der Heimreise lernte er in Regensburg Diepenbrock, der damals Privatsekretär Sailers war, persönlich kennen, und bald umschlang das Band innigster Freundschaft unauflöslich die Herzen des Verfassers der „Ostereier“ und des „Geistlichen Blumenstraußes aus spanischem und deutschem Dichtergarten“. Auf Anregung Diepenbrocks bearbeitete der Neffe Christoph Schmids, Pfarrer Albert Werfer, Manzonis „I promessi sposi“ („Die Verlobten“) zu einem Volksbuch, das 1847 bei Laupp in Tübingen erschien und Diepenbrocks ungeteilten Beifall fand. — Einige Jahre später bereiste Christoph Schmid mit Domkapitular Wagner die herrliche Rheingegend bis Köln; nach Baden-Baden und Rippoldsau auf dem Schwarzwalde kam er mit seinem inniggeliebten Freunde Ign. Demeter, der inzwischen Erzbischof von Freiburg geworden war, des öftern und war dort seelenvergnügt. Im September 1837 begab sich Christoph Schmid nach seiner frühern Pfarrei Oberstadion, um einem Neffen dort die Primizrede zu halten. Die Nachricht hiervon erregte eine allgemeine, lebhafte Freude in der Pfarrei Stadion und der ganzen

Umgegend. Die große Kirche war, lange vor Beginn der Feierlichkeit, gedrängt voll; viele fanden keinen Platz mehr. Als Christoph Schmid in seiner Domherrenkleidung, das Domherrenkreuz auf der Brust, ein schöner Greis mit hoher, intelligenter, schön gewölbter Stirne, silberweißen, lang herabfallenden Locken, blauen Augen und blühend roten Wangen, auf der Kanzel erschien, richteten sich aller Augen auf ihn, und es entstand in der Kirche eine feierliche Stille. Er begann seine Rede mit den Worten: „Gnade sei mit euch von Gott, unserm Vater, und von Jesus Christus, unserm Herrn! Mit diesem Gruße, mit dem der heilige Apostel Petrus die christlichen Gemeinden seiner Zeit begrüßt hat, begrüße auch ich dich, mir inniggeliebte Pfarrgemeinde!“ Kaum hatte Christoph Schmid diese Worte gesprochen, so brach die ganze, große Versammlung in Thränen aus. Die Stimme ihres ehemaligen Seelenhirten hatte auf einmal die alte Liebe in den Herzen der Pfarrkinder mächtig wieder aufgeweckt, und auch Christoph Schmid hatte Mühe, der Gefühle Meister zu werden. Am Schlusse seiner ergreifenden Rede nahm er in wahrhaft apostolischer Weise Abschied von der Gemeinde, wobei kein Auge trocken blieb. Auch alte Freunde aus der Umgegend, Prälat Walter von Kirchbierlingen und viele andere Geistliche, fanden sich bei der Feier ein. Alle waren ein Herz und eine Seele. Einmal äußerte Christoph Schmid, als die Rede auf Begebenheiten aus seinem Priesterleben kam: „Der Seelsorger muß, um Traurige zu trösten, nicht bloß an ihr Gemüt, sondern auch an den Verstand sich wenden. Verstandesgründe sind bei vielen Menschen gar oft die einzig wirksamen. Unverstand und Eigensinn haben auf der Welt fast schon mehr Unheil angerichtet, als Immoralität.“ — Herrliche Tage verlebte Christoph Schmid auch im Jahre 1840 in Ellwangen, als sein Neffe Albert Werfer auf dem Schönen Berge seine Primiz hielt. Eine ganze Schar Verehrer sammelte sich hier um ihn.

In der Theologie blieb er durch sein ganzes Leben der Sailerschen Richtung, die, der Zeitströmung entsprechend, alle Formen mit Liebe und Leben zu durchdringen suchte, getreu. Er huldigte ganz besonders dem Satze: „Der Buchstabe tötet, der Geist belebt.“ Er war eine irenische Natur und beklagte die Trennung der Konfessionen tief. Doch wollte er keinen Indifferentismus, der nur die Gegensätze verflacht und verwischt; er strebte jene höhere Einheit an, welche das gemeinsame Wahre und Gute in den Gegensätzen anerkennt und sie von diesem Punkte aus zu versöhnen sucht. Ihm stand die Polemik ferne; der in Liebe thätige Glaube war der glühende Mittelpunkt seines Lebens.

Ein feiner Sinn für alles Heilige, Schöne, Edle, war Christoph Schmid eigen; er wünschte alle Menschen so glücklich und edel als möglich zu machen. Alles Gemeine, Niedrige, Unwahre, Gleißnerische,

Verletzende und Fanatische war seiner Natur zuwider. Er hatte ein strenges Rechtsgefühl und konnte bei seiner sonst sanften Gemütsart sehr in Eifer geraten, wenn er von einer schlechten Handlung hörte. „Das ist ja ganz entsetzlich!“ rief er dann aus. Sein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung war felsenfest. Selbst die härtesten Schicksalsschläge konnten es nicht erschüttern. In trüben Lebenstagen, wenn er sich niedergedrückt fühlte, schlug er die Heilige Schrift, auch sonst einen Lieblingsschriftsteller auf und teilte die seiner Gemütsstimmung zusagende Stelle zuweilen seiner Umgebung mit.

Wer immer zu Christoph Schmid kam oder nur kurze Zeit in seiner Gesellschaft war, nahm einen wohlthuenden Eindruck mit sich, ja man schied als ein besserer Mensch von ihm. Es war, als ob ein milder Lichtstrahl aus seinem liebreichen Gemüt in die eigene Seele gefallen wäre. Dieses wohlthuende Gefühl drückten ihm bedeutende Männer, die ihn besucht hatten, in ihren Briefen besonders aus, z. B. Sulpiz Boisserée und Graf Moriz v. Dietrichstein, Erzieher des Herzogs von Reichsstadt (Napoleons II.). Menschen von verschiedensten Geistesrichtungen besuchten Christoph Schmid. Eines Abends spät kam im Herbste ein kleiner Herr, tief in einen Mantel gehüllt, um ihn zu besuchen. Er blieb lange bei ihm und beim Gehen begleitete ihn Christoph Schmid bis zur Hausthüre. Der Fremde war Schelling, der den Besuchen der Gelehrten in München entflohen war, um in Augsburg den Verfasser der „Ostereier“ aufzusuchen. Es wäre von Interesse gewesen, der Unterhaltung des tiefen Denkers und des harmlosen Kinderfreundes lauschen zu können. Gerade dieses Sich-selbst-vergessen, dieses Anerkennen des Guten, wo er es immer fand, diese Reinheit der Gesinnung, dies natürlich herzliche Wesen zog die Herzen geist- und gemütsvoller Menschen zu Christoph Schmid hin. Er gehörte zu jenen Menschen, die, wenn man sie sieht, ohne sie zu kennen, einen tiefen Eindruck machen, und die, wenn man sie einmal gesehen hat, man nicht wieder so leicht vergißt. Doch, ehe wir die Schicksale dieses herrlichen Mannes weiter verfolgen, wollen wir ihn als Pädagogen und Jugendschriftsteller näher würdigen.

III.

Christoph Schmid als Pädagog.

Wie wir gesehen, war Christoph Schmid zum ersten Male im Hause des Geheimrats v. Weber in Dillingen als Lehrer thätig. Er hatte die drei Kinder im Lesen, im Auffassen und Nacherzählen des Gelesenen, im Schön- und Rechtschreiben und im Rechnen zu unterrichten; überdies sollte er ihnen, so viel als möglich, auch in der Geschichte, Erdbeschreibung und Naturgeschichte Unterricht geben. Den ältern Knaben hatte er auch die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu vermitteln. Betrachten wir diese Seite seiner unterrichtlichen Thätigkeit abgesondert von seiner spätern als Lehrer und Leiter der Volksschule zu Thannhausen!

Christoph Schmid ließ seine Zöglinge, weil es damals noch keine geeigneten Schullesebücher gab, in verschiedenen Werken lesen und erklärte ihnen die betreffenden Abschnitte. Auch schrieb er 'eine Anzahl unterhaltender und belehrender Erzählungen nieder und trug sie seinen Schülern vor, da er die Erfahrung gemacht hatte, daß er mit dem mündlichen Unterricht, dem lebendigen Worte, weiter komme, als mit dem Lesen in einem Buche. Bezüglich der Geschichte sah er ein, daß die Weltgeschichte für die Kinder zu umfassend, zu unermeßlich und die Darstellung in den kurzgefaßten Lehrbüchern zu dürr und zu trocken war. Deswegen benützte er die Biblische Geschichte als Leitfaden der allgemeinen Geschichte von der Erschaffung der Welt bis auf Christus. Er zeigte den Kindern, wie das Menschengeschlecht von einem Menschen abstamme, wie die ersten Menschen Kornfelder und in der Folge Weinberge anlegten, Herden zahmer Tiere heranzogen, auf wilde Tiere Jagd machten, auch Metalle aus der Erde gruben und bearbeiteten. Ferner wies er sie darauf hin, wie die erste Familie zu einem großen Volke heranwuchs, das Städte, Tempel und königliche Paläste erbaute; wie das Volk Israel, das merkwürdigste Volk der Erde, das jetzt noch besteht und über die ganze Erde zerstreut ist, damals mit den ältesten Königreichen der Welt, mit Ägypten, Assyrien, Babylonien und Persien, mit den großen Handelsstädten Tyrus und Sidon, und endlich mit Griechenland und den Römern, in Berührung kam. Er sagte sich, was die Kinder aus der Weltgeschichte der alten Völker jetzt zu wissen brauchen, könne auf diese Weise leicht beim Vortrage der Biblischen Geschichte angebracht werden. Die Geschichte Bayerns schloß er an die Ausbreitung des Christentums und die Geschichte der bayrischen Bischöfe an.

Hinsichtlich der Erdbeschreibung fand er es, wie auch manche Gymnasialpädagogen der Jetztzeit, z. B. Oskar Jäger, für notwendig, seinen kleinen Schülern zuerst einen Begriff von der Erde beizubringen. Er that dieses mündlich und beschrieb und erzählte ihnen, daß die Erde eine ungeheuer große Kugel sei, viel größer, als Kinder, ja Erwachsene, es sich vorstellen können, daß diese Erdkugel ringsum Land und Meer habe, daß es drei Erdstriche gebe u. s. w. Dann nannte er ihnen auch die Erdteile, ließ sie das deutsche Vaterland näher betrachten und führte sie auf praktische Weise in das Verständnis der Landkarten ein.

Auf ähnliche Weise verfuhr er bei der Natur-Geschichte. Nachdem er von den drei großen Reichen der Natur gesprochen hatte, zeigte er, wie Gott alle Tiere zum Nutzen der Menschen erschaffen habe, wie unentbehrlich uns die Pflanzen seien, wie viel Nützliches und Schönes aus den Mineralien, namentlich aus den Metallen, verfertigt werden könne. Indes ließ er die Kinder auch ausgewählte Stellen aus Raffs „Naturgeschichte“, damals dem neuesten und sehr beliebten Buche in diesem Fache, lesen. Als einmal die kleine Therese, ein Kind von etwas über sechs Jahren, den Satz las: „Auch der Mensch ist ein Tier,“ sagte sie: „Das ist dumm! Es ist geradeso, wie wenn ich sagen wollte, unser Pudel dort ist ein Mensch!“ — Auch werden in diesem Buche einige Tiere redend aufgeführt und erzählen ihre Naturgeschichte selbst. Die Kinder aber fanden dieses lächerlich und abgeschmackt. Auf Wunsch der Frau Geheimrat gab Christoph Schmid den Kindern auch Unterricht im Zeichnen. Er zeichnete ihnen zuerst mit Bleistift kleine Dreiecke, Vierecke und Kreise vor, dann solche Gegenstände, die sich mit wenigen Linien nachbilden ließen, wie Blätter von Bäumen oder Kräutern; dann solche Blumen, die sich leicht abzeichnen lassen, wie Tulpen und Narzissen. Nach Absolvierung der Elementarstufe wurde der Übergang zum Körperzeichnen gemacht, indem Dinge, welche sie mit Augen sahen, abgezeichnet wurden. Christoph Schmid gesteht, daß nicht viel dabei herausgekommen, es nicht viel mehr, als Spielerei gewesen sei. Allein ohne Nutzen war es doch nicht: „Beschäftigung hat“, wie Christoph Schmid sagt, „an sich für Kinder schon große Vorteile; wenn sie angenehm und abwechselnd ist, werden sie vor den Nachteilen der Langeweile und des Müßigganges bewahrt. Diese Zeichenübungen übten überdies auch Auge und Hand.“

Der Religionsunterricht war Christoph Schmid das wichtigste Unterrichtsfach. Da die Eltern sich vorgenommen hatten, die Kinder in den öffentlichen Religionsunterricht zu schicken, so erklärte er ihnen vorläufig nur die Worte: „Vater, Sohn und heiliger Geist,“ welche von Kindern und Erwachsenen so häufig ausgesprochen werden. Was sich an die Namen der heiligsten Dreifaltigkeit knüpft und dem

geistigen Horizonte der Schüler entsprach, suchte er aus der Betrachtung der Schöpfung und aus den Begebenheiten der Heiligen Schrift ihnen anschaulich zu machen. Es waren für Christoph Schmid nach seinem eigenen Geständnisse selige Stunden und Tage, welche er mit dem Unterrichte dieser lieben Kinder zubrachte.

Am Schlusse des Jahres hielt Christoph Schmid auf Verlangen der Eltern mit den Kindern vor den zahlreichen Freunden und Bekannten des Hauses eine Prüfung. Er zeichnete auf etlichen Blättern auf, was die Kinder gelernt hatten und worüber sie nach Belieben gefragt werden konnten. Die Kinder bestanden diese Prüfung sehr gut; die Eltern waren hoch erfreut und wurden nebst den Kindern von allen Seiten beglückwünscht. Der Geheimrat bezeigte Christoph Schmid seine volle Zufriedenheit, und seine Gemahlin ließ ihn neu kleiden. Mehr noch freute ihn der herzliche, innige Dank, der ihm von seinen kleinen Schülern ungeheißen dargebracht wurde. An die geschickte Fragestellung des Professors Weber knüpft Christoph Schmid die wahre Bemerkung an, daß zum trefflichen Fragen ebenso viel, ja manchmal vielleicht noch mehr Einsicht gehöre, als zum richtigen Antworten.

Die Hauptthätigkeit auf dem Gebiete der praktischen Methodik begann für Christoph Schmid, als er die Leitung und Beaufsichtigung der Schule zu Thannhausen übernommen hatte. Hier fand er, daß die Schulkinder zwar mit vielem Fleiße unterrichtet wurden, daß aber die Methode noch mangelhaft war. Sein Hauptaugenmerk richtete er deshalb auf Verbesserung der Methode. Er machte mit dem Lesen den Anfang. Um den Anfängern im Lesen, die sehr zahlreich waren, die Kenntnis der Buchstaben beizubringen, ließ er einige Alphabete klein und groß gedruckter Buchstaben kommen, sie auf kleine Brettchen von etwa vier Zoll Höhe und zwei Zoll Breite aufziehen und an der großen, schwarzen Schultafel Querstäbe befestigen, um sie da aufzustellen. Zuerst lehrte er die Kinder die kleinen Buchstaben, welche er aber nicht erst zu Silben (ba, be, bi u. s. w.), sondern sogleich zu Wörtern zusammensetzen ließ, die einen Sinn hatten; zuerst bloß aus zwei, dann aus drei, dann aus mehreren Buchstaben (z. B.: ich, du, er, wir, ihr, sie; Aug, Gott u. s. w.).

Die einzelnen Buchstaben auf Holz legte er in eine Lade nach Art eines Buchdrucker-Setzkastens, die ihm beim Unterrichte treffliche Dienste that; den Schülern gab er bloß ein Oktavblättchen mit dem kleinen und großen Alphabete und zwei-, drei- und mehrsilbigen Wörtern in die Hände. Innerhalb zweier Wochen, während welcher Zeit ihm der Arzt den Schulbesuch untersagt hatte, verfaßte er ein Lesebüchlein von nicht mehr als einem Bogen, vom Volke das „Gottbüchlein“ genannt. Die erste Hälfte des Bogens „Von Gott“

wurde in lauter Sätzen von nur einsilbigen Wörtern gedruckt; die zweite Hälfte handelte von Jesus Christus mit Wörtern in abgeteilten Silben und vom heiligen Geiste mit nicht in Silben geteilten Wörtern in kleinern Lettern. Er ließ das kleine Buch in buntes Papier binden und teilte es den Kindern als Lohn des Fleißes aus. Sie wunderten sich, in diesem Büchlein sogleich ohne Anstand lesen zu können. In sechs Wochen lernten so die Kinder mehr als sonst den ganzen Winter hindurch.

Vom Schönschreiben sagt Christoph Schmid: „Die eigentliche Kunst, schön zu schreiben, kann in der Volksschule nicht gelehrt werden, und wenn es auch gelänge, so wäre es doch verlorene Mühe. (?) Die Kinder, zu rauhen Arbeiten bestimmt, finden keine Gelegenheit, die Schönschreibkunst auszuüben; ihre von der Arbeit schwer gewordene Hand würde es ihnen nicht wohl möglich machen. Es ist mehr darauf zu dringen, daß die Kinder fertig, lesbar und deutlich schreiben lernen (vergl. Kellners Ausspruch). Anstatt sie lange Zeit Buchstaben nachmalen zu lassen, ist es besser, daß man sie Wörter schreiben läßt, die man ihnen bloß sagt. Ich bemerke noch, daß die Kinder anfangs keine Feder anrühren durften. Ich schrieb ihnen die Buchstaben an der Wandtafel mit der Kreide vor, die sie auf ihrer Schiefertafel mit Freuden nachmachten. Es versteht sich, daß ich mit den einfachsten Buchstaben anfing und dann zu den schwerern fortschritt. Viel Papier und das Besudeln mit Tinte wurde erspart. Die Buchstaben bestanden zuerst nur aus Haarstrichen. Als ich aber den Kindern die Feder in die Hand gab und richtig halten lehrte, ergaben sich die Grundzüge von selbst." Folgende Stelle aus Christoph Schmids „Tagebuchblätter" soll hier noch einen Platz finden: „Neulich sah ich die Handschrift eines Herrn und äußerte: Wenn dessen Ideen nicht besser zusammenhängen, als seine Buchstaben, so ist's schlimm, und ich — traf's. Auch Kleinigkeiten sind physiognomisch."

Um den Kindern das Rechtschreiben beizubringen, hielt Christoph Schmid die Grammatik nicht für nötig; denn die Kinder haben alles, was darin vorkommt, schon durch beständiges Hören und Nachsprechen einer lebendigen Sprache ohne alle Theorie praktisch erlernt. Frauenzimmer, die kaum den Namen „Grammatik" je nennen hörten, sprechen vollkommen rein und richtig. Für die Erlernung des Rechtschreibens stellt Christoph Schmid folgende drei Regeln auf: 1. Gieb acht auf die richtige Aussprache. 2. Gieb acht auf den Gebrauch (gut geschriebene Bücher sind Muster [vergl. den diesbezüglichen Ausspruch Dr. Kehrs]). 3. Gieb acht auf das Stammwort. — Auf Grund dieser einfachen Regeln brachte er die bessern Schüler so weit, daß sie ganze Seiten, die er ihnen diktierte, fast ohne Fehler schrieben.

Im Aufsatzunterricht scheint Christoph Schmid vorzüglich den Brief gepflegt zu haben. Ohne gebildeten Verstand und ein edles, gutes Herz kann man nach seiner Ansicht keinen guten, verständigen Brief schreiben. Die Bildung des Verstandes und des Herzens, welches das stäte Geschäft des Lehrers sein soll, vorausgesetzt, kann er den Schülern bloß sagen: „Was du einem fernen Freunde nicht mündlich sagen kannst, dies schreibe ihm geradeso, wie du es ihm mündlich sagen würdest.“ Da man vom Leichten zum Schweren fortschreiten muß, und es leichter ist, was man schon weiß, aufzuschreiben, als was man erst ausdenken muß, so nahm er zuerst Vorübungen zum Briefschreiben vor. Er erzählte den Kindern eine Geschichte, wohl auch eine Fabel, unter der Bedingung, dieselbe aufzuschreiben. Dann erst gab er ihnen auf, z. B. über den Tod eines Kindes, das ertrank, über den Jahrmarkt, den sie besuchten, über eine Feuersbrunst u. s. w. einen Brief zu schreiben und darin auszudrücken, was sie bei der Begebenheit dachten und empfanden. Sehr nützlich und nötig fand Christoph Schmid es, den Kindern Beispiele von Briefen vorzulegen, und schenkte ihnen daher ein Büchlein mit Schreibschrift, Briefe von Kindern enthaltend, woraus sie ersahen, was in Hinsicht der Anrede, Unterschrift, des Datums und der Adresse zu beobachten sei. Auch das Zusammenlegen der Briefe wurde ihnen gezeigt. So entstand nicht bloß das Büchlein „Glück der guten Erziehung“, dem noch das Nötigste vom Schön- Recht- und Briefschreiben beigefügt wurde, sondern auch noch „Briefe eines reisenden Handwerksgesellen aus der Fremde an seinen kleinen Bruder in der Heimat“, welche er den Kindern diktierte (noch ungedruckt). Nach diesen und andern Mustern mußten dann die Schüler durch eigenes Nachdenken ähnliche Aufsätze und Briefe machen. Mit schwer verständlichen Sprachregeln plagte er sie nicht. Wenig Regeln und viel Übung war sein Grundsatz.

Beim Rechnen nahm Christoph Schmid die zehn Finger als angeborne Rechnungsgehilfen in Anspruch. An ihnen lehrte er die Kinder zählen, machte denselben die Bedeutung der Ziffern klar und brachte ihnen einen Begriff von den vier Rechnungsarten bei. „Es ist nicht kleinlich,“ sagt er, „vom kleinsten anzufangen. So macht's die Natur; im keimenden Samenkörnchen zeigt sich schon das Pflänzchen.“ Wie Christoph Schmid überhaupt dem Grundsatze huldigte: „Non multa sed multum,“ so begnügte er sich auch mit der eingehenden Behandlung des Zahlenraums 1—1000, da sich unzählige Rechnungsaufgaben aus diesem Zahlenraum vorlegen ließen; auch kommt im gewöhnlichen Leben, in der Haushaltung, im Kaufen und Verkaufen nicht leicht mehr als die Zahl Tausend vor. Das Schreiben der Zahlen behandelt er sehr gründlich und nennt das Kopfrechnen eine gute Verstandesübung und im täglichen Leben sehr brauchbar.

Bei dem Kopfrechnen hielt er seine Schüler an, die Zahlen zu zerlegen, die Rechenvorteile zu gebrauchen, womit sie zu sicherm und raschem Lösen der Aufgaben auf kurze und klare Weise geführt wurden.

Lesen, Schreiben und Rechnen sollen so lange geübt werden, bis sie den Kindern ganz geläufig sind. Dabei soll der Lehrer aber darauf sehen, daß dem wichtigsten Gegenstande, dem Religionsunterrichte, die erforderliche Zeit nicht entzogen werde, vielmehr sollen auch die andern Fächer zur Beförderung dieses Unterrichts dienen. Deshalb erhielten die Anfänger im Lesen ein Büchlein mit den ersten Religionskenntnissen für die Kleinen; im Schreiben legte er ihnen Vorschriften mit Aussprüchen Jesu vor, diktierte ihnen lehrreiche Strophen aus geistlichen Liedern. Auch mit dem Rechnen wußte er geschickt höhere Momente zu verbinden, damit die Kinder einsehen: „Unser Leben auf Erden ist kein bloßes Manufakturleben und das Ende der Welt keine Frankfurter Messe.“

Bezüglich des Religionsunterrichtes sagt Schmid, daß die Biblische Geschichte diesem Unterrichte zu Grunde gelegt werden müsse, denn er gründe sich auf die in der Heiligen Schrift enthaltenen Offenbarungen Gottes; auch habe ihn dieses seine eigene Erfahrung gelehrt. Er erinnert an die schönen Erzählungen seines Vaters aus der Heiligen Schrift, an die Wirkung derselben auf ihn und die Kenntnisse, die er aus denselben gezogen. Als Privatlehrer bemühte sich Christoph Schmid, alle diese Geschichten mit seiner ganzen Seele den ihm anvertrauten Kindern zu erzählen; sie machten denselben Eindruck. Was er in Dillingen im kleinen that, suchte er als Religionslehrer im großen zu thun. Es wollte ihm nicht gelingen, bei Erklärung des in der Schule eingeführten Katechismus bei den Kindern eine befriedigende Aufmerksamkeit zu erzielen. Das änderte sich mit einem Schlage, als er den Religionsunterricht mit der Biblischen Geschichte anfing. Die Kinder hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und wenn er aufhörte zu erzählen, baten alle mit lautem Zuruf, fortzufahren. Diese Erzählung wiederholten die Kinder mit großer Begeisterung zu Hause ihren Eltern. So wenig das Ganze der Biblischen Geschichte den Kindern erzählt werden kann, so wenig genügt ein bloßer Abriß; durch letztern bleiben die Kinderherzen kalt und ungerührt, ihr Verstand geht leer aus. Das Wichtigste soll den Kindern gegeben werden und dieses in anschaulicher, schöner Form. „Wenn der Erzähler dem ägyptischen Joseph den bunten Rock auszieht und ihm seine Träume von den Garben und von Sonne, Mond und den elf Sternen nimmt, wenn man dem Hirtenknaben David die Harfe raubt, das Hündlein des Tobias wegläßt, die schönen Gespräche übergeht, dann verliert die Biblische Geschichte alle Anmut.“ Christoph Schmid gesteht: „Wenn es mir je gelang, für Kinder zu

schreiben, so habe ich es lediglich dem fleißigen Lesen der Heiligen Schrift zu danken." Doch davon weiter unten mehr. Welchen Anklang die im Jahre 1801 in sechs Bändchen erschienene größere Biblische Geschichte von Christoph Schmid fand, haben wir oben schon gesagt. Von dieser Biblischen Geschichte erschien bald ein Auszug, jedoch nicht von der eigenen Hand des Verfassers, und diese beiden Schulbibeln (die erste war von Matthias v. Schönberg, Augsburg 1779) erfreuten sich auch außerhalb Bayerns, wo sie sogleich eingeführt wurden, der weitesten Verbreitung. Sie wurden mit verändertem Titelblatt und mit Weglassung des Namens des Verfassers unzähligemal abgedruckt. Sie sind wegen der höchst einfachen Art, wie die biblischen Geschichten erzählt werden, und wegen der Leichtigkeit, mit welcher sie im Gedächtnisse behalten werden können, das Lieblingsbuch der katholischen Jugend geworden*). Die große Schulbibel enthält 145 Nummern aus dem Alten und 162 aus dem Neuen Testamente; die kleine je 50 aus jedem Testamente. Jede Geschichte ist von Ermahnungen und Anwendungen begleitet, und hierin liegen die Mängel; denn dieselben laufen alle auf die Pflichtenlehre, nie aber auf die Glaubenslehre hinaus. Das Alte Testament ist nicht die Vorbereitung auf das Neue, sondern es sind eben biblische Geschichten aneinander gereiht; Christus ist nicht der Mittelpunkt der Geschichte, die ganze göttliche Heilsökonomie ist übergangen. Trotz dieser theologischen Mängel hat sich Christoph Schmids Biblische Geschichte bis heute erhalten, wenn auch in Württemberg an deren Stelle die Schuster-Meysche und in Norddeutschland die von Bernard Overberg trat. Nicht wollen wir vergessen, daß die Schmidsche Biblische Geschichte später auch vielfach bearbeitet wurde, so z. B. von Münch, Ming und andern.

Bezüglich des Katechismus entschied sich Christoph Schmid für den uralten kleinen Katechismus des seligen Petrus Canisius, dem er hohes Lob spendet; ein Hauptvorzug ist dessen Kürze und Einteilung. Die Einteilung dieses Katechismus legte Christoph Schmid auch dem von ihm im Auftrage des Bischofs Ignaz Albert verfaßten Augsburger Katechismus zu Grunde, von dem wir oben schon gesprochen haben. Nach Vollendung der Arbeit legte der Bischof den Katechismus 1834 dem Papste Gregor XVI. vor. Der Papst übergab denselben zweien der deutschen Sprache kundigen Theologen zur Zensur. Diese prüften denselben und machten ihre Annotationes in Catechismum Germanicum; denn derselbe wurde als der künftige Katechismus Deutschlands betrachtet. Christoph Schmid erhielt die Bemerkungen mitgeteilt und gab die seinigen eben-

*) Wir erinnern hier auch an das rühmende Urteil Dr. B. Hanebergs über die Biblische Geschichte von Christoph Schmid.

falls ab. Der ganze Katechismus wurde hierauf in die lateinische Sprache übertragen und neuerdings das Manuskript drei Zensoren übergeben. Dieselben hatten die Verbesserungen zu prüfen und einer eigens niedergesetzten Partikular-Kongregation von Kardinälen über das Ganze zu referieren. Die Verbesserungen und Abänderungen wurden sofort in das in Rom zu hinterlegende Original-Manuskript eingetragen. Im Jahre 1835 wurde mit einem schmeichelhaften Schreiben des Papstes eine Kopie nach Augsburg gesandt und durch einen Hirtenbrief vom 27. März 1836 der Katechismus mit Ausschluß aller andern Katechismen eingeführt. Bischof Peter v. Richarz, der Nachfolger v. Rieggs, fand den Katechismus der Beibehaltung wert; Bischof Leopold von Mainz führte ihn in seinem Bistum ein; auch Bischof Johann Baptist Purzell von Cincinnati hat diesen Katechismus, welcher dort mit Stereotypen gedruckt wurde, seinen Bistumsangehörigen nachdrücklichst empfohlen. Bekanntlich wurde Christoph Schmid im folgenden Jahre in Anerkennung seiner Verdienste zum Ritter des Verdienstordens der bayrischen Krone, womit der Personaladel verbunden war, erhoben.

Schmids Katechismus ist eine Bearbeitung des Canisius, als welchen der Verfasser ihn auch ausgab. Er fußt auf der Biblischen Geschichte und deutet die biblischen Beispiele bloß an, hat sehr wenig Bibelstellen und ist überhaupt sehr kurz. Später schrieb Christoph Schmid ein katechetisches Handbuch dazu. Aus verschiedenen Gründen, selbst wegen der nicht kindlichen Sprache, fand dieser Katechismus bei den Pfarrern und andern Theologen keine gute Aufnahme. Eine Rezension desselben zeichnete sich nicht bloß durch ihre Leidenschaft, sondern auch dadurch aus, daß der Rezensent gar nicht auf katholischem Boden steht, wie denn auch dessen eigenes Handbuch der christkatholischen Religion höchst dürftig an Katholizismus ist; wir meinen diejenige von Dr. Friedrich Huber. Trotz der übergroßen Anzahl von neuen Katechismen ist es bis heute noch nicht gelungen, für Deutschland einen einheitlichen Katechismus zu schaffen; die Gelehrten werden eben sehr selten einig.

Im Religionsunterricht versäumte es Christoph Schmid nicht, die Kinder in die Festzeiten des Kirchenjahres einzuführen und den Sinn auf das Heilige zu lenken. Zu diesem Zwecke benützte er, da es damals noch keine Bilderbibeln gab, schöne, große, illuminierte Kupferstiche in Glas und Rahmen, die sonst in seinem Studierzimmer hingen. Als Hausaufgabe mußten die Kinder über die Feiertage etwas aus der Predigt aufschreiben. Die Fleißigsten wurden mit einem schönen Bilde beschenkt; ebenso mit hübsch gebundenen Büchlein und Schreibheften. Mit besonderer Sorgfalt und Anstrengung bereitete Christoph Schmid die Kinder die ganze heilige Fastenzeit hindurch auf den Empfang der heiligen Sakramente der

Buße und des Altars vor. Nur wenige Sätze und kurze Gebete mußten die Schüler dabei auswendig lernen. Der Unterricht war keine Gedächtnissache; die Erklärungen wurden den Kindern mit solcher Klarheit und Eindringlichkeit ans Herz gelegt, daß sie die hohe Wichtigkeit der heiligen Handlung immer mehr und mehr erkannten und tief im Herzen fühlten. Die letzte Woche hindurch wurde sehr strenge geprüft. Nur wer den Unterricht gründlich aufgefaßt hatte, wurde zum Empfange der heiligen Sakramente zugelassen. Es half kein Bitten und kein Weinen, auch nicht von seiten der Eltern. Mit besonderer Sorgfalt widmete sich Christoph Schmid den Kleinen, die das erstemal beichteten. Er ließ sich ganz zu ihnen herab, betete mit ihnen in innigster Andacht, gab ihnen am Beichttage noch einmal Anleitung zur Gewissenserforschung und erweckte mit ihnen Reue und Leid; im Beichtstuhle verband er mit liebevoller Milde sehr ernste Strenge. Der schönste Festtag der Gemeinde war der Tag der ersten Kinderkommunion, den er vom Tage Mariä Schmerzen auf den ersten Sonntag nach Ostern verlegte, damit die ganze Gemeinde, insbesondere alle Eltern, daran teilnehmen konnten. Auf die würdigste und rührendste Weise führte da der Kinderfreund die Kinder dem göttlichen Kinderfreunde entgegen.

Die Schüler der Oberklasse machte Christoph Schmid auch mit dem Wichtigsten aus der Naturlehre und Naturgeschichte, Geographie und Geschichte bekannt. Die Hauptsache mußten sie in eigene Hefte schreiben, und Christoph Schmid ermahnte sie, die Hefte für die Zukunft sorgfältig aufzubewahren. Überall ging er in diesen Fächern von der Anschauung, der eigenen Beobachtung aus; Insekten und andere Gegenstände ließ er durch das Vergrößerungsglas betrachten. Dabei nahm er Veranlassung, ihnen zu zeigen, wie wunderbar Gott selbst die kleinsten, unscheinbarsten Tiere eingerichtet habe, und machte sie auf die Allmacht und Weisheit des Schöpfers aufmerksam. Auch führte er die größern Schüler hinaus in Gottes freie Natur, um ihnen auch hier die Wunder der Schöpfung aus unmittelbarer Anschauung zu zeigen. „Ein Gran Natursinn", schreibt er, „ist mehr wert, als eine Tonne Goldes."

Als besonders edles Bildungsmittel galt Christoph Schmid der Gesang. Bevor er nach Thannhausen kam, wurde in der Schule entweder gar nicht oder nur selten gesungen; es gab damals auch noch keine gedruckten Liederbüchlein für Kinder. Christoph Schmid dichtete nun passende Kinderlieder, welche die Schüler als Übung im Schön- und Rechtschreiben in kleine Hefte eintragen mußten. Singer, Kaplan in Thannhausen, ein tüchtiger Musiker, komponierte einfache Melodieen dazu, und bald ertönten in der Schule heitere, liebliche Gesänge. Damit die Lieder einen freudigern Eindruck machten, wählte Christoph Schmid immer solche, welche der Jahres-

zeit angemessen waren. Wenn der Winter begann, diktierte er ein Schul- oder ein Winterlied. Der Frühling wurde mit fröhlichen Auferstehungs- und Frühlingsliedern begrüßt. Zur Sommerszeit wurden Morgen-, Abend- und Erntelieder gelernt.

Bei all seinem Unterricht redete Christoph Schmid mit den Kindern ebenso herzlich wie der freundliche Greis mit Heinrich von Eichenfels, wie Genoveva mit Schmerzenreich. Seine Erscheinung war jedesmal ein freudiger Augenblick für die Schüler. Alle horchten still seiner freundlichen Rede, sie mochte sich über was immer für einen Gegenstand verbreiten; besonders war dieses der Fall, wenn der Gegenstand in Beispielen oder lehrreichen Erzählungen anschaulich gemacht wurde. War der Unterricht geschlossen, dann wurde der liebreiche Kinderfreund noch bestürmt mit der allgemeinen Bitte: „Ein Geschichtlein! ein Geschichtlein!“ Selten wurde diese Bitte abgeschlagen, und mit lächelnder Miene bestieg er nochmals die sogenannte Kanzel in der Ecke des Schulzimmers, wohin ihm lauter heitere Gesichter entgegenstrahlten. — Strafen kamen selten vor, denn die Schüler liebten und fürchteten ihn; die Unterrichtsweise war anziehend und fesselnd. Einmal jedoch war er über einen boshaften Knaben ganz entrüstet, weil er Christoph Schmid ins Gesicht log; denn verhaßter war ihm nichts als die Lüge. Er züchtigte den Knaben sehr ernst und streng. Auf Wahrheitsliebe, Kinderunschuld und reine Sitten hielt er alles. Diese zu bewahren, dahin zielte all sein mit äußerster Zartheit erteilter Unterricht.

In jener Zeit waren die sogenannten Sonntagsschulen gesetzlich noch nicht eingeführt. Christoph Schmid eröffnete eine solche und lud jung und alt zum Besuche derselben ein. Die aus der Schule entlassenen Schüler sollten einesteils das Erlernte wiederholen, anderenteils ihre Kenntnisse erweitern. Sie wurde wider Erwarten sehr zahlreich besucht. Christoph Schmid verband mit dem Wiederholen des Lesens, Schreibens, Rechnens und des Singens Vorträge über Geographie und Naturkunde, die für das Landvolk sehr belehrend waren. Da sein Vortrag sehr anziehend war und er auch schwerer zu erfassende Gegenstände ungemein klar und anschaulich darzustellen wußte, so wurde die Wißbegierde in hohem Maße gesteigert. Mit dem Nützlichen verband Christoph Schmid zur Aufmunterung immer das Angenehme. Daher wurden die Schüler öfters mit einer unterhaltenden und zugleich lehrreichen Vorlesung erfreut, gleichsam als würzige Zugabe zu dem Gelernten. Dieses steigerte das Interesse für die Schule außerordentlich. Daß eine solche Schule namentlich auf die Mädchen von großem Einflusse war, ist naheliegend.

Aber auch für das praktische Leben suchte Christoph Schmid seine Schüler und Schülerinnen tüchtig zu machen. Auf seinen Wunsch

versammelte seine Schwester die Mädchen des Ortes um sich und gab ihnen Unterricht in den weiblichen Arbeiten, namentlich im Stricken, Nähen und Sticken. Während der Arbeit wußte sie immer etwas Nützliches und Lehrreiches zu erzählen und nicht nur die Hände, sondern auch den Geist zu beschäftigen. Oft wurden auch fröhliche Lieder während der Arbeit gesungen. Christoph Schmid selbst gab den Schülern Anleitung zum Zeichnen, das er sehr gut verstand. Auch trug er Sorge, daß die ältern Knaben von einem geschickten Gärtner des Ortes in der Obstbaumzucht, die Mädchen im Gemüsebau unterrichtet wurden. Christoph Schmid that dieses alles in der selbstlosesten Weise und zu einer Zeit, in der die Behörden noch lange nicht an solche Einrichtungen dachten.

Die Schulprüfungen hielt Christoph Schmid sehr feierlich; jede Prüfung war ein Fest für Eltern, Kinder und Lehrer. Alle Anwesenden freuten sich über die ebenso unerschrockenen als trefflichen Antworten der Kinder. Die schön gebundenen Schulpreise teilte er immer selber aus. Die Visitationen, welche er in auswärtigen Schulen hielt, waren ein Freudentag für die Kinder; denn Christoph Schmid war ein gar freundlicher Herr, der alle Herzen anzog. Da durfte kein Lehrer erschrecken und vor seiner Strenge zittern oder gar eine öffentliche Beschämung fürchten. Er war gegen alle die lautere Liebe und Güte und konnte keinem wehe thun, besonders wenn er den guten Willen und musterhaftes Betragen sah. Die Fehlenden warnte er unter vier Augen und hatte Nachsicht mit ihnen, insbesondere mit alten Lehrern.

Unter der trefflichen und liebevollen Leitung Christoph Schmids erhob sich die Schule zu Thannhausen, der der Patronatsherr, Graf Stadion, ihres guten Zustandes wegen reichliche Mittel zufließen ließ, nach und nach zu einer Musterschule. Zu den öffentlichen Prüfungen und auch sonst kamen aus der Nähe und Ferne Geistliche und junge Schullehrer nach Thannhausen, um dem Unterrichte beizuwohnen und ihre eigenen Schulen danach einzurichten. Kreisschulrat Müller, der als bayrischer Kommissär die Schulen des Distrikts, dem Christoph Schmid als Schulinspektor vorstand, von Zeit zu Zeit visitierte, sagte am Schlusse einer daselbst abgehaltenen, öffentlichen Prüfung zu den Schülern: „Ich habe mir viel von der Thannhausener Schule versprochen, aber ihr habt meine Erwartungen übertroffen.“ Kreisschulrat Stephani sprach sich in gleichem Sinne aus, und die Oberschulbehörde gab ihm das Zeugnis, daß er seine Schule zu einer Musterschule erhoben habe. Versagen auch wir in richtiger Würdigung der Sachlage Christoph Schmids praktischer Schulthätigkeit nicht jene Anerkennung, die sie in so hohem Grade verdient!

Aber nicht nur durch seine Arbeiten zur Hebung der allgemeinen

Schulbildung in engern und durch Anregung auch in weitern Kreisen hat Christoph Schmid segensreich zur gedeihlichen Entwicklung des Schulwesens in seinem Vaterlande gewirkt, sondern auch durch seine Jugendschriften, Briefe und Tagebuchblätter, in denen eine solche Fülle tiefsinniger und gesunder Ansichten über Erziehung und Unterricht niedergelegt ist, die wohl so schwerwiegend ist, als diejenigen in manchem pädagogischem Handbuch. Wir können nicht alle anführen, sondern beschränken uns bloß auf eine Blütenlese, die auch ohne Kommentar eine beredte Sprache spricht; oben haben wir schon eine ganze Reihe im Verlaufe unserer Abhandlung angeführt.

Den Eltern ruft Christoph Schmid zu: „Wir Lehrer können bloß unterrichten und ermahnen, ihr aber müßt die Kinder erziehen, müßt einen festen Grund in ihre Herzen legen, dann kann man erst gute Menschen aus ihnen machen. Erzieht ihr eure Kinder gut, so erzieht sie ihr euch gut. Ihr werdet Freude und Ehre an ihnen erleben; es wird euch gut gehen in euren alten Tagen, und wenn ihr einstmal ans Todbett kommt und eure Kinder alle wohlerzogen und groß gewachsen wie blühende Ölbäume um euer Bett stehen, alle versorgt, geliebt und geehrt, alle voll Thränen des Dankes und der Liebe, so werdet ihr eure Augen in Freude und Frieden schließen können. Thut den Kindern recht viel Gutes. Gutes am Leibe: Nährt, kleidet, pflegt sie mit Liebe und Sorgfalt. Gutes an der Seele: Mit Worten: Lehret sie Religion und Sitte. O, es giebt doch nichts Schöneres auf Erden, als eine Mutter, die ihre Kinder die kleinen Händchen zum Himmel emporheben und den Namen des himmlischen Vaters aussprechen lehrt! Mit Beispiel: Nur ein rechtschaffener, arbeitsamer Vater wird einen rechtschaffenen, arbeitsamen Sohn erziehen. Nur eine keusche, sanfte Mutter — eine keusche, sanfte Tochter. Kein Rabe heckt ein schneeweißes Täubchen aus. Durch Aufsicht: Laßt sie nicht aus euren Augen herumlaufen. Es ist traurig, wo das ganze Haus in Aufruhr kommt, wenn die Kuh zu rechter Zeit nicht da ist, und wo man nicht einmal daran denkt, daß ein Kind fehlt. Durch Zucht: Gewöhnt ihnen eine christliche Tagesordnung an und gewöhnt ihnen Zorn, Ungehorsam und Eigensinn ab. Man kann das Bäumlein biegen und ziehen, wie man will, solange es jung ist.

Thut den Kindern doch nichts Böses. Nichts Böses am Leibe. Wehe den Vätern, die ihre Kinder, sobald sie das Gehen vermögen, zum Bettel hinausjagen und indes selbst beim Bierkrug sitzen! Kein Tier ist so grausam. Wehe den Müttern (Kinderwärterinnen), die die armen Kleinen im Schmutz fast umkommen, sich schwarz und blau schreien und aus Unvorsichtigkeit fallen lassen! O, wie liebevoll sorgt dagegen das kleinste Vögelein für seine Jungen! Nichts Böses an ihrer Seele. Nicht mit

Worten: Böse Gespräche in Gegenwart der Kinder töten in ihnen Scham und Tugendgefühl, wie ein giftiger Mehltau die jungen Rosenblüten. Nicht mit Beispielen: Betet nie unandächtig, zankt, flucht, lästert und thut sonst nichts Böses im Beisein der Kinder! Ihre Seelen sind wie Geschirre von weichem Thone; macht Eindrücke darein, und ist der Thon hart, so geht's ewig nicht mehr heraus. Nicht durch Mangel an Aufsicht und durch Übersehen ihrer Fehler. Eine solche unverständige Liebe ist wahrer Haß. Oder wäre das eine Liebe, wenn ich einen ertrinken ließe, weil ich ihn, um ihn aus dem Wasser zu ziehen, grob an den Haaren nehmen müßte? Ihr sollet die Engel eurer Kinder sein!"

Den Lehrern sagte er: „Nütze doch Gelegenheiten, Anlässe, die sich dir darbieten; sie sind von Gott. Das Volk haftet immer am Sinnlichen. Es ist gut, die Jugend durch wohl gewählte, anschauliche Beispiele zu lehren. Gleichnisse vermögen einen Begriff, besonders für gemeine Leute, sehr klar und anschaulich zu machen. Ein Kind lernt die schwerste Sprache, die ein Mann oft in seinem ganzen Leben kaum mehr recht lernt, leicht und ohne Mühe, wie von selbst und ohne daß es merkt, daß es lernt, nämlich durch Vorbild, Uebung, und stets nach und nach. Ein wichtiger Wink für Lehrer und Erzieher. Es ist oft ein kleiner Umstand, der uns die Einsicht in die Gemütsverfassung des ganzen Menschen öffnet. Ich schätze die Kindlichkeit an allen Menschen überhaupt, und Kindlichkeit und Mütterlichkeit insbesondere am Weibe. Der Umgang mit Kindern ist doch das angenehmste Stück vom Umgange mit Menschen. Das Morgenrot ist angenehmer als die Mittagsonne. Auf Fragen, die man an das sittliche Gefühl thut, werden Kinder immer richtig antworten. Mit denen an den Verstand ist es anders. Dies zeigt den Vorzug des Gewissens vor dem Verstand. Welchen Einfluß haben Eindrücke für Kinderseelen aufs ganze Leben! Keine Familie, in der's, so engelgleich es auch aussähe, nicht sehr menschlich zugeht! Woher kommt's, daß man vor unserer heiligen Religion so wenig Ehrfurcht hat? Auch daher, daß sie den Kindern vielfach von gewöhnlichen Menschen auf die gewöhnlichste, plumpste Weise eingebleut wird. Kein neues Buch anfangen, bis die Auszüge und Anmerkungen aus und über das alte aufgezeichnet sind. Jedes System hat seine Unbequemlichkeiten. Das die wenigsten hat, ist das beste. O hartes Tagewerk des Katecheten! Wir Geistlichen sollen von Jesus, dem Muster aller Lehrer, zweierlei lernen: 1. was wir lehren sollen; 2. wie wir lehren sollen. In letzter Absicht sollten die Lehrvorträge Jesu besonders studiert werden. Wie ist alles so kurz, klar, bildlich, sprichwörtlich, lokal, den Umständen angemessen. Besser wenig wissen und viel lieben, als viel wissen und wenig lieben. Die Vorsicht hält wie eine weise Vormünderin ihre Segensgaben nur zurück, bis wir

fähig sind, sie zu genießen. Liebe kann alles. Der Mensch bessert nicht den Menschen, sondern Gott. Der Fischer fischt, Gott giebt den Fang."

Allen Menschen sagt Christoph Schmid: Wer, wenn er erwacht, nicht gleich herausspringt, versteht nicht den Wink der Natur. — Freundschaften, die Eigennutz, Ehrsucht, Sinnlichkeit knüpfen, sind die flachsten, leersten, wankelmütigsten, elendesten. — Die zwischen Leuten von Verstand und Wissenschaft sind etwas Edleres. — Inniger, dauernder die gleich empfindender Herzen. — Aber die edelste, beseligendste, reinste, ewige Freundschaft ist die aus Religionsgefühl und Christensinn.

Goethe schildert die Menschen, so gut oder schlimm als die Natur sie macht. Mehr konnte er nicht. Von Menschen, die die Erbsünde verdorben, oder Gottes Geist vergöttlicht, weiß er nichts. Doch ist's vom echten Naturmenschen zum Christen nur ein Schritt. Nicht ohne Ursache waren Hirten und Fischer die ersten und treuesten Anhänger Jesu. Begehe mit keiner Silbe eine Untreue an deinem guten Engel. Über kurz oder lang mußt du's gewiß büßen. — Gebet — freilich oft kalt genug, aber doch entrichtet. So lau mein Gebet war, so kalt meine Betrachtung, so zerstreut ich auch war, wenn ich nur eine Minute meine Gedanken zum Himmel heben wollte, so unangenehm und niederschlagend eine Familienangelegenheit war, so unbehaglich und dem Kopfweh unterworfen meine Gesundheit: so war ich doch innerlich vergnügter, mutiger als je und konnte alle Versuchungen der Sinnlichkeit, Trägheit u. s. w. mit Mannesmut und Trotz abschlagen. Wie sollte ich auf dem guten Wege nicht weiter gehen! Statt meiner alten Maxime: „Lieber gar nicht als halb" habe ich, bis ich im stande bin, dieser ältern, kräftigern auch nachzukommen, eine schwächere angenommen: „Kannst du nicht auf den Berg, so bleib' doch nicht im Thal!" Die Liebe irdischer Menschen gegeneinander ist ein schwaches Flämmchen: das geringste Lüftchen, der leiseste Hauch weht es weg. Sündige keck, aber krieche zuvor in einen Backofen und sieh' zu, wie du es verleiden mögest, was auf die Sünde folgt. — Was ist es doch für ein Unterschied zwischen Ambrosius mit dem dem Himmel entnommenen Blitze des Wortes in der Hand (gegen Theodosius) und den Schmeichlern unserer Zeit, die alles groß, herrlich, göttlich preisen, was ein Großer — Kleines thut. Am rechten Ort freimütig und am rechten zurückhaltend; diese goldene, haarfeine Linie ist so schwer zu treffen. Die Schamröte ist dreifach: wenn man von der Tugend weicht, wenn man zur Tugend zurückkehrt, über eine gute Handlung aus Bescheidenheit. — Sei eine Hoffnung noch so gering, es schmerzt doch immer, wenn sie uns täuscht. — Gebrechlichkeit, dein Name heißt Weib. — Gieb mir, daß ich zuerst ganz gut und weise werde, um

dann auch andere wahrhaft gut und weise und glücklich machen zu können. — Werde immer mehr Herr deiner selbst. Ein wunderlich' Ding um diese Mademoiselle Laune. Sie kommt und geht so oft ungebeten, und kommt und geht so oft nicht gebeten. Was ist das beste? Habe du mit einer so eigensinnigen, veränderlichen Mamsell nicht viel zu schaffen. — Wir bleiben immer beim lieben Gott im Rest. Die Bauern sagen: Dem diene ich am liebsten, der am meisten Lohn giebt. Nun so dienet Gott! Das Mark der Sittenlehre ist: Wenn dein Zweck göttlich ist, wird es auch dein ganzes übriges Streben. Und sobald du alles auf Gott beziehen lernst, dann ist dein Zweck göttlich und dein ganzes Streben rein.

Werfet die Perlen u. s. w. — 1. Verschwende die reine, köstliche, heilige Lehre Gottes nicht an vorsätzliche Verächter und tief versunkene Schänder derselben. 2. Gieb das Köstlichste, was du hast, dein Herz, das unendlich köstlicher ist als die kostbarste Perle, nicht einer wilden Leidenschaft preis. 3. Schenke nicht vor tausendfacher, genauester Prüfung eben dies dein Heiligstes, Köstlichstes, dein Herz, einem Freunde. Auch traue nicht jedem ein wichtiges Geheimnis an! Sei gut und wirke nur Gutes! — Beicht leert das Herzen vom Bösen; Kommunion erfüllt es mit Gutem. Die Sonne macht alle Welt anschaubar und ist doch selbst unanschaubar. Die Idee von Gott macht alle Welt erklärbar und ist doch unerklärbar. Alles, was wir können, ist: Gottes Wort hören, Gutes thun, Böses dulden, Gott danken, über unser Herz wachen, das Beste hoffen. „Vater unser, der Du bist im Himmel." So sagen wir des Tags zehnmal und sind mit unsern Gedanken auf der Erde und suchen unsern Himmel auf Erden. Alle irdischen Vergnügungen sind eitel oder sündhaft; sie täuschen oder beflecken. — Laß die Sorgen! Sie sind oft nur Albernheiten. Der Mensch braucht wenig, und auch das nur kurze Zeit. Dem Taglöhner ist der Lohn Zweck seiner Arbeit. Dem edlen Manne, der in einem öffentlichen Amte steht, nur Mittel. Die Wolken sind die Wagen Gottes; wir Menschen Bettler, die hinter herlaufen; sie sind Sprengkrüge, Vorratskammern voll Wein, Öl, Korn, Früchte; Sonnenschirme, Zeughäuser. Gott macht alles recht, nur nicht so bald wir wollen und gerade so, wie wir wollen. Harre, dulde noch eine Zeit, und du wirst Ihm auf den Knieen danken müssen. Wie begegnet man einem Hartherzigen? Mit Liebe. So wie Gott die dicke, harte Eismasse nach kaltem Winter nicht unter Donner und Krachen zersplittert, sondern sanft mit warmem Sonnenlicht schmelzt. Liebe, immer Liebe. — Beim Erwachen: Vater unser u. s. w. Beim Aufstehen: Geheiliget werde Dein Name. In der Kirche: Zukomme uns Dein Reich: Untertags bei der Arbeit: Dein Wille geschehe! Beim Mittagessen: Gieb uns heute unser täglich' Brot! Wenn wir gesündigt: Vergieb uns unsere Schulden!

Wenn wir angefeindet werden: Wie auch wir vergeben u. s. w. In Versuchungen: Führe uns nicht in Versuchung! In der Leidensstunde: Erlöse uns von dem Übel. Amen. Der Kreuzweg will nicht bloß gebetet, er will auch gegangen sein. Jeder von der Gnade noch nicht umgeschaffene Mensch ist im Grunde jedesmal wild, unwillig, wenn's nicht nach seinem Sinn geht.

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Findet in Einfalt ein kindlich' Gemüt.

(Richtig erfaßt, dürfen diese Worte auf Christoph v. Schmid angewendet werden.)

Christoph Schmid war ein tiefer Kenner des menschlichen Herzens. Eben deswegen konnte er als Lehrer und Erzieher soviel des Wahren, Guten und Schönen in die Herzen der Kinder als kräftigen Samen streuen, der unter seiner sorgfältigen Wartung reichlich keimte und Früchte brachte. Aber noch ein anderes Feld pflanzte Christoph Schmid an, nahe verwandt mit dem vorigen, aber viel weiter ausgedehnt, ausgedehnt weit über die Grenzen seines Vaterlandes, ja Europas hinaus. Und auf diesem, in damaliger Zeit noch wenig bebauten Gebiete, pflanzte und pflegte er die lieblichsten und duftendsten Blumen zur Freude von jung und alt — es ist das Gebiet der Jugendlitteratur.

IV.

Christoph Schmid als Jugendschriftsteller.

„Gute, anregende Jugendschriften üben einen größern Einfluß auf den ganzen Menschen als man in der Regel anerkennt. Ihre Lektüre ist ein Ereignis, das still, aber nicht ohne bleibende Nachwirkung erlebt wird.“ Diese Worte des Bischofs Dr. Haneberg sind vollständig zutreffend. Aber es ist noch nicht lange her, daß wir mit diesem Fakor der Erziehung zu rechnen haben; denn die Entwicklung einer eigenen Jugendlitteratur ist bei uns in Deutschland sehr jungen Datums. Sie reicht nicht weiter als bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts zurück und beginnt erst mit der Zeit der Philanthropisten, jener Gruppe von Pädagogen, welche das Ziel der Erziehung in der Erreichung eines möglichst ungetrübten, irdischen Glückes erblickten und daher vorzüglich praktische Thätigkeit erstrebten; der Hauptvertreter derselben ist Basedow. In jener Zeit erwachte in unserm Vaterlande eine lebhafte Begeisterung für Jugendbildung. Hohe und Niedere beteiligten sich an dem edlen Werke, Fürsten und Gelehrte leisteten hilfreiche Hand. Anfangs der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts erschienen die Kinderbücher von Chr. Felix Weise („Kinderfreund“), Heinrich Campe („Robinson Crusoe“ von Defoe) und Salzmann („Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde“). Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß manche der hier gebotenen Erzählungen durch glückliche Erfindungsgabe, geschickte Darstellung und scharfe Charakteristik der handelnden Personen sich auszeichnen, so darf doch auch nicht verschwiegen werden, daß ihr Inhalt sich meist zu sehr auf das Nützliche und Praktische richtet, weshalb sie dem jugendlichen Frohsinn und der kindlichen Heiterkeit zu wenig Rechnung tragen; überdies haben alle das Gepräge ihrer Zeit, die einen mehr, die andern weniger, der Zeit der Aufklärung an sich; statt des positiven Christentums huldigte man in derselben einer bloßen Moralreligion. Noch etwas. Alle Schriften der Philanthropen lassen erkennen, daß die Verfasser stets die Jugend der gebildeten und reichen Stände im Auge hatten. Dies beweist sowohl der Erzählton, als auch der Preis ihrer Bücher. Weises „Kinderfreund“ und Bertuchs „Bilderbuch für Kinder“, sowie Lossius' „Bilderbibel“ kosteten nicht weniger als 85 Thaler. ...

Aber die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten. Das Unwetter der französischen Revolution, sowie die Geißel des Krieges, von welchem auch unser Vaterland so schwer heimgesucht wurde, sie hatten die Menschen wieder glauben und beten gelehrt. Wir wissen,

daß sowohl an Tagen nach verlornen Schlachten, als auch in bangen Stunden vor großen Entscheidungen sich die Kirchen mit Betenden füllten. Und als das Kriegsglück sich auf unsere Seite geneigt hatte, war auch die religiöse Atmosphäre eine andere: an Stelle frechen, religiösen Hohnes war innig-gläubiger Sinn getreten. In dieser reinen Lebensluft gediehen auch die christlich frommen Erzählungen, wie sie ein Gottlieb Barth, Karl Stoeber, Heinrich v. Schubert, die Gebrüder Grimm, Gustav Schwab, Gottfried Herder, Gustav Nieritz u. a. gereicht haben. Wenn diesen protestantischen Jugendschriftstellern gegenüber erst später katholische auf den Plan traten, so hat dieses seinen Grund darin, weil in den katholischen Familien die religiöse Hausbibliothek (Biblische Geschichte, Legende, Hauspostille u. s. w.) für die Unterhaltung im Familienkreise Stoff lieferte. Als durch die protestantischen Jugendschriften, die man nicht wohl in den katholischen Familien lesen lassen konnte, sich das Bedürfnis nach zweckmäßigen Schriften für die katholische Jugend geltend machte, traten bald einige Schriftsteller, und zwar nicht unbedeutende, auf. Der erste, welcher auf katholischer Seite Jugendschriften verfaßte, ist der fromme P. Ägidius Jais. Auf seinen Schultern steht Christoph Schmid, der liebenswürdige Verfasser der „Ostereier“. Bei ihm zeigt sich, wie Rebele richtig sagt, augenscheinlich das Bestreben, die Jugend zu Gott hinzuführen, zu Ihm, von dem jede gute Gabe kommt. Er, der ein kindliches Herz und Gemüt hatte, verstand es, den Kindern ein Führer und Schutzengel zum Himmel zu sein. Die Liebe zu den Seelen der unschuldigen Kinder war es, die ihn zum Schreiben trieb. Und die Liebe vermag alles. Er läßt sich zu den Kindern herab, redet ihre Sprache, fesselt ihren Sinn, rührt ihre Herzen und lenkt ihren Willen zum Guten. Und wenn Lessing sagt: „Ein Schriftsteller, dessen Werke noch nach hundert Jahren gelesen werden, hat sich das Bürgerrecht in der litterarischen Welt erworben und gehört zu den Klassikern,“ so dürfen wir diese Worte mit Fug und Recht auf Christoph Schmid anwenden. Er ist der bis jetzt unübertroffene Meister, dessen kindlicher Muse nicht nur die Deutschen, sondern auch die Franzosen, alle Nationen Europas, ja sogar die Völker jenseits des Ozeans mit frommer Rührung lauschen. Tausende und Abertausende seiner Erzählungen, die ungezählten Kindern frohe Stunden bereiteten, die in der Brust des gereiften Mannes noch süße Erinnerungen an die glücklich verlebte Jugend wachrufen, und denen der Greis mit andächtig gefalteten Händen als einer Kunde aus grauer, besserer Zeit lauscht — sind bis jetzt erschienen; aber von keinen andern sind sie an kindlicher Einfachheit und Liebreiz, Gemütswärme und liebenswürdiger Heiterkeit, frommer Gesinnung, sowie an einer durchaus dem jugendlichen Sinn und der kind-

lichen Denkkraft entsprechenden Darstellungsweise übertroffen worden. Woher dieses?

Christoph Schmid nahm seine Stoffe mit Vorliebe, wie wir gehört haben, teils aus Erzählungen, die er in seiner Kindheit aus dem Munde seines Vaters gehört oder sonst irgendwo gelesen hatte, teils von Begebenheiten, die er selbst erlebt oder, als zu seiner Zeit wirklich geschehen, erzählen hörte. Er baut also seine Werke auf einer echt nationalen Grundlage, den deutschen Geschichten, Sagen und Legenden auf, welche im Volke wurzelten und aus dem Volke herausgewachsen waren. Durch die Vorführung der Vorzeit mit ihren altertümlichen Einrichtungen, ihrer einfachen Anschauung und Lebensweise gewinnen seine Schilderungen einen eigenartigen Reiz für das jugendliche Gemüt. Hin und wieder ist ein schon bekannter Stoff in die alte Zeit verlegt in neuer Gestaltung und Einkleidung. Unterstützt durch die gleichzeitigen Bestrebungen der Gebrüder Grimm führte er der Jugend einen Hauch frischen, gesunden Lebens zu, vor welchem die philanthropisch-moralischen Kinderschriften verschwanden wie Nebel vor der aufgehenden Sonne. Die herrlichen, meist aus der Wirklichkeit genommenen Naturschilderungen beschränken sich meist auf eine anmutige und liebliche Umrahmung der Handlung. Der Gang der Handlung selbst bewegt sich gewöhnlich in der Störung des Glückes guter Menschen, worein dann die göttliche Gerechtigkeit rechtzeitig wieder ausgleichend eingreift, deren allmächtiges Walten besonders betont wird. Die Weckung werkthätiger Frömmigkeit, festen Gottvertrauens in den Herzen der Kinder ist eine Hauptaufgabe, die Christoph Schmid sich stellt*). Im Jahre 1842 und den folgenden gab er auf Wunsch seiner Freunde, namentlich Diepenbrocks, seine Gesammelten Schriften in 24 Bändchen in der Wolffschen Buchhandlung zu Augsburg heraus. Er verwandte viel Zeit und viele Mühe auf diese Arbeit, brachte manche Verbesserung an, änderte einige nicht allgemein verständliche Redensarten ab und nahm zugleich auf eine zweckmäßige Anordnung der ganzen Sammlung bedacht. Eine zweite Auflage in 18 Bändchen erschien 1856—60. Manz in Regensburg veranstaltete 1885 eine Ausgabe in 28 Bändchen. Zu der großen Verbreitung der Schriften Christoph Schmids halfen auch die Nachdrucker getreulich mit. Namentlich war es eine Reutlinger Firma, die auf diesem Gebiete Großes leistete. Auch wurden Kinderschriften unter dem Autornamen Christoph Schmid herausge-

*) Der Preis der Büchlein war unerhört billig — 9 bis 12 Kreuzer das Bändchen. Dadurch wurde es auch dem Bürger und Bauersmann ermöglicht, sie vom Markte mit nach Hause zu bringen und dort bei den Seinen damit Freude und Nutzen zu bereiten. Die Zahl der Jugendschriften, die Christoph Schmid verfaßte, beträgt ungefähr 50.

geben, von denen dieser gar nichts wußte. Ja, in neuer Zeit werden Schriften von Christoph Schmid herausgegeben, namentlich in Reutlingen, die sich bezüglich der religiösen Tendenz alles gefallen lassen mußten. Daß neben diesen traurigen Elaboraten auch schöne, illustrierte Sammlungen erschienen sind, wie z. B. die von O. Maier in Ravensburg, soll der Gerechtigkeit halber angegeben werden. Schon 1833 erschien zu Paris eine Ausgabe in 22 Bändchen. Christoph Schmids Erzählungen werden, solange es noch eine deutsche Sprache und wahre Kinder giebt, ihren Wert behalten und auch unsere Enkel noch ansprechen und ihre Herzen bilden und veredeln.

Christoph Schmid antwortete auf die Frage, wie er es angefangen habe, daß seine Schriften den Kindern so willkommen seien, lächelnd: „Ich ging zu den Kindern selbst in die Schule und lernte von ihnen.“ Damit hat er die volle Wahrheit gesprochen, wie wir oben schon gesehen. In Thannhausen pflegte er den Fleiß und die Ruhe seiner Schüler öfter mit der Erzählung einer kurzen Geschichte zu belohnen. Dann hieß er sie dieselbe aus dem Gedächtnisse nachschreiben. Aus ihren Aufschreibungen, die er fleißig durchging, ersah er, was die Kinder am meisten darin angesprochen und was nicht. Nach den gemachten Erfahrungen arbeitete Christoph Schmid die Erzählungen noch einmal um. Selbst klein und alles Kleine liebend, hatte Christoph Schmid ein niedliches Schreibtischchen und schrieb seine Erzählungen auf kleine Blättchen. Gewöhnlich schrieb er dieselben sofort nieder. War er damit fertig, dann arbeitete er sie erst sorgfältig aus, verbesserte, schaltete ein, strich weg, machte Zusätze. Seine Manuskripte sind deswegen außerordentlich korrigiert und schwer leserlich. Anfänglich dachte Christoph Schmid gar nicht daran, die Erzählungen drucken zu lassen. „Ich schrieb,“ sagte er, „ganz unbefangen und war darauf bedacht, die Sprache der Kinder zu reden.“ Manche der Erzählungen ließ er jahrelang liegen, ehe er sie herausgab. Er sagte: „Eine Erzählung soll ein Kunstwerk sein. Wie z. B. in einem gelungenen Gemälde Einheit herrscht und kein Pinselstrich zu viel und zu wenig ist, so soll dies auch bei einer Erzählung der Fall sein. Sie soll auf den Leser, wie ein schönes Gemälde auf den Beschauer, einen wohlthuenden, reinen Eindruck machen. Der Leser darf darin nichts vermissen, es darf ihn nichts stören. Auch muß man die Menschen reden lassen, wie sie im Leben reden.“ Diesen reinen, wohlthuenden Eindruck machen denn auch alle seine Werke auf jung und alt; sie sind nach den Worten Brühls: „Lichtfunken eines seltenen Genies, das unzähligen Menschen zum Segen gereichte.“ Auf näheres der Schreibweise Christoph Schmids einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nur das möchten wir hervorheben, daß er nie längere Sätze macht, sondern so oft als möglich einen Punkt setzt. In den Ausdrücken war er sehr wählerisch; malerische

Eigenschaftswörter liebte er sehr. Er bemerkte: „Ein gut gewähltes Eigenschaftswort macht eine längere Schilderung unnötig.“ Für Christoph Schmid lag ein großer Reiz im Schreiben seiner Erzählungen. Er fühlte sich in eine eigene, neue Welt versetzt, ging mit den handelnden Personen um, als ob sie lebten, und nahm teil an ihren Schicksalen. Leid war es ihm, wenn durch einen Besuch die Gestalten seiner Phantasie verscheucht wurden. Daß Chr. Schmid sehr fleißig die Heilige Schrift las und studierte, haben wir oben schon gesagt. Ihm waren die biblischen Geschichten unter allen die trefflichsten. In seinem Tagebuch hat er dieses näher ausgeführt. So sind Christoph Schmids Jugendschriften die Früchte einer feinen Beobachtungsgabe, verbunden mit dem angebornen Talente, für Kinder zu schreiben. Von der Kritik wurden diese Erzählungen mit wenigen Ausnahmen aufs beste aufgenommen. Einer sagt u. a.: „Wer doch nur so schreiben könnte, so in evangelischem Sinne und Worte, in so lieblich, innig frommer Weise wie unser Schmid. Es liest sich alles so natürlich und leicht, daß man beinahe glauben möchte, man könne es selbst so machen, wie es denn manche geglaubt haben, die das Publikum mit Seitenstücken zu ‚Genoveva‘, zum ‚Heinrich von Eichenfels‘ u. s. w. regalierten. Wenn man aber die Feder ansetzt, so fühlt man sogleich, falls man Demut mit Geschmack verbindet, daß ein solches Unternehmen nicht so leicht und natürlich sei; denn man verfällt gar zu gerne entweder in einen faden, matten Ton der gewöhnlichen Fibel- und Jugendschriftsteller oder in den noch ungeziemendern, mit Worten prunkenden, an Sinn und Geist armen Ton alltäglicher Roman- Fabrikation. Kurz: Wer für Kinder kindlich, für das Volk volkstümlich schreiben möchte, der muß dazu geboren, muß Genie sein.“

Aus allen Gauen Deutschlands, aus Paris, London, Mailand, aus Schweden, aus allen Teilen Europas kamen die schmeichelhaftesten Anerkennungen an den Verfasser der „Ostereier“. Dr. J. G. Stephan, Leibarzt der Kaiserin von Brasilien, schrieb im Jahre 1848 an Christoph Schmid: „Ich hatte bei meinem letzten Aufenthalte in Südamerika die Freude, in den Wäldern Brasiliens den Namen Euer Hochwürden als den so wohltätig wirkenden Kinderschriftsteller wiederklingen zu hören u. s. w.“ Wie wir schon andeuteten, wurde Christoph Schmid auch von einzelnen, allerdings unbedeutenden Kritikern angegriffen, indem sie ihm den Vorwurf machten, seine Schriften seien nicht für die katholische Jugend bearbeitet, weil sie nichts Katholisches enthielten. Die letztere Ausstellung ist offenbar nicht richtig, was jeder bezeugen wird, der die Erzählungen „Genoveva“, „Rosa von Tannenburg“, „Das verlorene Kind“, „Der Weihnachtsabend“ u. s. w. gelesen hat. Christoph Schmid wollte keine eigentlichen, katholischen Erbauungs- und Religions-Handbücher, sondern

harmlose Erzählungen schreiben. Auch hat er mit vollem Recht es unterlassen, in seinen Kinderschriften zu polemisieren und von einem religiösen Zwiespalte zu reden, von dem Kinder doch noch keinen Begriff haben. Dazu war Christoph Schmid eine zu kindlich-fromme Natur, die mit echter Glaubensinnigkeit duldsame Milde gegenüber Andersgläubigen und ruhiges, klares Verständnis Andersdenkenden gegenüber zu verbinden wußte. Nur das könnte man Christoph Schmid schließlich zum Vorwurfe machen, daß seine Erzählungen nicht ausschließlich das Leben nach der kirchlichen Seite hin abspiegeln. Man vergesse aber nicht, in welcher Zeit Christoph Schmid als Jugendschriftsteller auftrat. Dem Unglauben und der Frivolität gegenüber galt es, vor allem das christliche Prinzip gegen das unchristliche zu verteidigen und zu retten. Was Sailer als Theologe gethan, das that der Freund als Jugendschriftsteller; er hat in einer schlimmen Zeit die zarte Pflanze christlicher Jugendbildung gehütet, gepflegt und für bessere Zeiten gerettet. Wenn man dem Gang der schriftstellerischen Thätigkeit Christoph Schmids mit Aufmerksamkeit folgt, so kann man wahrnehmen, daß in seinen frühern Erzählungen mehr nur von den Grundlehren unserer heiligen Religion die Rede ist, und daß fortschreitend mit der Entwicklung des kirchlichen Bewußtseins seine Erzählungen dieses spezielle Gepräge annehmen.

Jeder Schriftsteller ist nach der Zeit, in welcher er lebte, zu beurteilen, und es ist ungerecht, von einem Autor, der im Anfange unseres Jahrhunderts geschrieben hat, den Maßstab der geistigen Entwicklung von fünf oder sechs Dezennien später zu legen. Diesen kritischen Säulen strenger Kirchlichkeit ist noch zu sagen, daß Männer von streng katholischen Grundsätzen, hohen kirchlichen Würden und auf der Höhe der Zeitbildung stehend, die Schriften und Verdienste Christoph Schmids um die Jugendbildung gar wohl zu schätzen wußten und gerechter als die oben erwähnten namenlosen Kritiker waren. Sie besuchten ihn, um ihn persönlich kennen zu lernen und ihm selbst die Anerkennung auszudrücken, die sie seinen Schriften zollten. So erfreuten ihn die Erzbischöfe Ladislaus Pyrker, Vicari von Freiburg, Urban von Bamberg, Milde von Wien; die Bischöfe von Linz, Dresden, Trier, Rottenburg, von Milwaukee in Nordamerika; der Fürstbischof Diepenbrock von Breslau und der Erzbischof Geissel von Köln kamen noch als Domherren öfter zu ihm; ebenso die berühmten katholischen Gelehrten Möhler, Hefele (später Bischof von Rottenburg), Hurter u. a. Die Erzbischöfe und Bischöfe von Lyon, Tours, Nantes, Bordeaux, Angoulême, Bourges, Nevers, St. Claude u. s. w. erteilten in authentischen Hirtenbriefen den frommen und gemütlichen Erzählungen Christoph Schmids das gebührende Lob und verordneten demzufolge die Einführung der französischen Übersetzung

in allen Schulen und Erziehungsanstalten. Damit dürfte es genug sein, um die Bedenken genannter Kritiker zu heben und zu erkennen, daß Christoph Schmid der bis jetzt unerreichte Jugendschriftsteller ist.

Noch ein kurzes Wort darüber, welche Schriftsteller Christoph Schmid selbst bevorzugte. Unter allen deutschen Klassikern liebte er den Wandsbecker Boten, Claudius, am meisten. Immer lag ein Bändchen der Werke dieses echt poetischen, tief christlichen und doch so heitern Schriftstellers auf seinem Arbeitstischchen. Zu Schiller zog Christoph Schmid das Hohe, Erhabene und der Adel der Gesinnung hin, der in den Dichtungen dieses Meisters sich kund giebt. Er liebte seine Helden-Ideale. Besonders las er gerne Maria Stuart und Wallenstein, das Lied von der Glocke und Graf Rudolf von Habsburg. Was ihn bei Schiller anzog, stieß ihn vielfach von Goethe ab, was uns bei der ganzen Geistesrichtung Christoph Schmids nicht weiter auffällt; mit den von Goethe dargestellten Charakteren, wie diejenigen eines Egmont, eines Klärchens, eines Werther war er ganz und gar nicht einverstanden. Unter den kleinern Gedichten Goethes las er den Zauberlehrling, den Rezensenten und Künstlers Erdenwallen mit besonderm Vergnügen. „Hermann und Dorothea" nannte er ein vollendetes Meisterstück. Er stimmte mit Görres' Ansicht über diesen „Dichterheros" überein: „Goethe hat sich aus dem Becher der Natur einen Rausch angetrunken und bedürfe Licht, noch mehr Licht." Er war ein „alter Heide", wie Goethe sich selbst nannte. Auch die Fabeln des blinden Dichters Pfeffel und diejenigen Gellerts las Christoph Schmid gerne. Lessings Prosa bewunderte er; dessen Trauerspiel „Emilia Galotti" las er oft und rühmte die meisterhafte Zeichnung der handelnden Personen darin. Zuweilen ergötzte er sich auch an den witzigen Einfällen Abraham a Sancta Claras, den er aber immer im Urtext las. Die meisten neuern Dichter behagten Christoph Schmid wenig. Das beständige Reflektieren in ihren Dichtungen, das Hadern mit Gott und das Grollen mit dem König, „die Brust voll Wehmut und das Haupt voll Zweifel", auch das immerwährende „ich, mein, mir, mich" darin war ihm höchst zuwider; denn diese hochmütige Demut stieß ihn ab. Unter den ausländischen Dichtern liebte Christoph Schmid, wie wir schon andeuteten, Shakespeare. Er las ihn im Originale, namentlich gerne den „Hamlet" und „Macbeth". Er meinte, dieser wahrhaft große Dichter wolle nicht bloß gelesen, er wolle auch studiert, gründlich studiert sein. Er war begeistert von dem tiefen, psychologischen Blicke dieses Dichters. Ein liebes Buch war Christoph Schmid auch Goldschmiths „Landprediger von Wakefield". Unter den alten Klassikern liebte er besonders Homer und Plutarch. Schon als Student trug er die „Ilias" und „Odyssee" in der Tasche bei sich. — —

V.

Die letzten Lebensjahre.

Nachdem wir die litterarische Thätigkeit Christoph Schmids allseitig gewürdigt haben, noch einiges Wenige über seine letzte Lebenszeit.

Im August 1841 wurden es 50 Jahre, daß Christoph Schmid zum Priester geweiht worden war. In aller Stille wollte er sein Jubiläum im herrlichen Münster zu Freiburg begehen. Allein der ebenso herzlichen als dringenden Einladung seiner Vaterstadt Dinkelsbühl, „es möge ihm in Liebe gefallen, seine Jubelfeier zu ihrem Feste zu machen", konnte und wollte er nicht widerstehen. Am 28. August war das Fest, an welchem die ganze Stadt begeisterten Anteil nahm und ihren berühmten Landsmann auf jede mögliche Weise mit Ehrfurcht und Begeisterung feierte. Der Magistrat ließ zum Andenken an diesen denkwürdigen Tag auf einem freien Platze vor der Stadt eine Eiche pflanzen. Christoph Schmid dagegen sandte von Augsburg aus für Errichtung einer Kleinkinder-Bewahranstalt 500 fl. und der Jugend 945 Exemplare seiner Jugendschriften. Von allen Seiten liefen Glückwünsche an den Verfasser der „Ostereier" ein, die ihn erfreuten, ehrten und rührten.

Auf dieses Freudenfest folgte aber bald eine Zeit der Trauer: sein treuester Freund, Erzbischof Demeter zu Freiburg, wurde ihm durch den Tod entrissen. Nach einer Erholungsreise in das Bad Imnau und von da zu fernerm Kurgebrauch nach Cannstatt, arbeitete er wieder fleißig an seinen Werken; außer den „Gesammelten Werken" und dem Handbuche zu seinem Katechismus bearbeitete er das Werkchen „Die Apostel Deutschlands, eine Geschichte der Einführung und Verbreitung der Religion Jesu Christi in Deutschland aus glaubwürdigen Lebensbeschreibungen der Heiligen zusammengestellt" (drei Bändchen). Im Jahre 1845 erlebte Christoph Schmid die Freude, seinen vieljährigen Freund Domdekan Diepenbrock zu Regensburg zum Fürstbischof von Breslau erwählt zu sehen. In den Teuerungsjahren 1846 und 1847 wurde Christoph Schmids großer Wohlthätigkeitssinn außerordentlich in Anspruch genommen: den ganzen Tag läutete das Hausglöcklein. Die Liebe und Menschenfreundlichkeit, welche er in seinen Schriften den Lesern ans Herz legte, übte er selbst in musterhafter Weise in überreichem Maße. Eine Menge Studierender bezog von ihm Monatsgelder; tüchtigen, aber mittellosen Künstlern verschaffte er Arbeit u. s. w. Daß auch

Unwürdige die Güte und Arglosigkeit Christoph Schmids mißbrauchten, läßt sich denken.

Am 15. August 1847 trat Christoph Schmid in sein 80. Lebensjahr. Die Stadt Augsburg, wo er so lange Zeit als Mitglied des Domkapitels, Kreisscholarch und Schriftsteller gelebt und gewirkt hatte, bereitete ihm an diesem Tage ein schönes, seine Verdienste ehrendes Fest. Der 15. August war ein Festtag für die ganze Stadt. Die Festfeier auf dem altertümlichen Rathause gestaltete sich zu einer großartigen Huldigung für den Jubelgreis. Der damalige Regierungspräsident Dr. v. Fischer leitete die Feier im Goldenen Saale, dieser Prachthalle des Augsburger Rathauses, ein. Unter anderm überreichte eine aus Dinkelsbühl abgesandte Deputation Christoph Schmid auf einem rotsammetenen Kissen einen silbernen Kranz von Lorbeer- und Eichenblättern mit goldenen Eicheln. Die Geistlichen des württembergischen Oberlandes ließen ihm eine Glückwunsch- und Dankadresse überreichen. Die Tochter des Präsidenten übergab dem Jubilar eine auf diese Festfeier geprägte, große, goldene Denkmünze, welche auf der einen Seite das Brustbild Christoph Schmids mit der Umschrift „Dem Freunde der Jugend, Christoph v. Schmid. Geboren den 15. August 1768 zum 80. Geburtstage" trug, auf der andern Seite die Abbildung eines Engels, der zwei schlummernde Kinder beschützt. Die Umschrift um dieses sinnige Bild ist aus Christoph Schmids „Heinrich von Eichenfels": „Kinder bewahren ist ein Engelsgeschäft." Es folgten dann noch lebende Bilder aus sechs der schönsten Erzählungen Christoph Schmids, Chöre, Überreichung von Blumen u. s. w. Umdrängt von den heitern Kindern und den glückwünschenden Eltern verließ tiefgerührt und freundlich demütig dankend der gefeierte Greis den Festsaal, und der Wagen, in welchem er mit dem Präsidenten und dessen Kindern saß, konnte sich nur sehr langsam durch die ihn umwogende Menge bewegen. Dieses Wiegenfest war ein Fest wahrer Freude und heiliger Unschuld.

In dankbarer Anerkennung der ihm erwiesenen Ehrung übersandte der Greis dem Magistrate der Stadt Augsburg 1200 fl. für wohlthätige Zwecke und seiner Vaterstadt 500 fl.

Im Jahre 1848 entgegnete Christoph Schmid auf die Bemerkung eines Bekannten, es gebe jetzt zwei Parteien, von denen die eine immer vorwärts, die andere immer rückwärts wolle, lächelnd: „Es giebt noch eine dritte Partei, die aufwärts will; ich denke, wir wollen es mit dieser halten."

Außer den Plagen und Krankheiten des Alters kamen noch andere trübe Zeiten über Christoph Schmid; Angehörige starben oder zogen als Schulschwestern oder Missionäre nach Nordamerika; der Freundeskreis lichtete sich immer mehr; gleich einer einsamen Eiche stand Christoph Schmid bald noch da. Er erfreute sich zwar bei seiner mäßigen

Lebensweise und seiner stäten Gemütsruhe im ganzen einer vortrefflichen Gesundheit, nur seine rheumatischen und Gichtleiden quälten ihn; oft war sein Kopf so eingenommen, daß es ihm vorkam, als habe er eine eiserne Kappe auf. Nur im Notfalle bediente er sich eines Arztes; bei leichtern Zufällen hielt er sehr strenge Diät und ließ seine gute Natur wirken. Seine Hand war fest und seine Sinne scharf bis in sein 80. Jahr. Erst im höchsten Alter stellte sich Steifheit der Glieder, Schwerhörigkeit und Mangel für das Nächstvergangene ein. Sein Geist aber blieb immer jung, und es bewährte sich bei ihm der Satz: Je reicher ein Gemüt ist, desto länger bewahrt es sich die Bildsamkeit seiner Jugend. Noch als Greis empfand er mit der Jugend und verstand sie.

Sein Lebensabend wurde noch verschönert durch die ihm von König Max von Bayern zu teil gewordene Verleihung des Komturkreuzes vom heiligen Michael, welches der König seinem „lieben Herrn Domkapitular v. Schmid, dem er in seiner Jugend viele angenehme Stunden verdankte", selbst überreichen wollte.

Schon früher hatte Christoph Schmid von der Karl-Ferdinands-Universität zu Prag aus Veranlassung der 500jährigen Jubelfeier dieser berühmten Hochschule die Würde eines Doktors der Theologie erhalten. Auch diese Freude wurde ihm zu teil, daß sein ihm so teurer Freund Diepenbrock von Seiner Heiligkeit Papst Pius IX. zum Kardinal erhoben wurde. Der Briefwechsel zwischen dem Priester im Purpurkleide und Christoph Schmid wurde ein traulicher, immer innigerer, bis der Tod am 20. Januar 1853 auch diesen Freund, von dem Christoph Schmid sagte, daß er nächst Gott jeden Morgen sein erster und jeden Abend sein letzter Gedanke sei, von seiner Seite riß. Einer der besten und edelsten Söhne des Vaterlandes, ein Licht der katholischen Kirche Deutschlands war mit diesem Manne, der durch seine Beredsamkeit und namentlich durch seine bewunderungswürdigen Hirtenschreiben in jener wildbewegten Zeit der Revolution fast Wunder gewirkt hatte, ins Grab gesunken. Und doch fehlte es auch, gleichwie dem edlen Sailer, dessen Schleppträger er sich nannte, nicht an Feinden, die großes Leid ihm bereiteten. Der Verlust des ihm geistig verwandten und letzten Freundes aus dem Sailerschen Kreise schlug dem liebenden Herzen Christoph Schmids eine tiefe Wunde, und ein Jahr darauf folgte er Diepenbrock nach in die ewige Heimat, welche in ihren Briefen nicht selten der Gegenstand der Sehnsucht war.

Die letzte Zeit des Lebens von Christoph Schmid war durch körperliche Leiden vielfach getrübt. Als 85jähriger Greis mußte er sich noch einer Augenoperation unterziehen, die glücklich vorüberging. Er bedauerte sehr, daß er an der im Laufe des damaligen Sommers in Augsburg stattgehabten Jesuiten-Mission wegen Alter und Kränklichkeit nicht teilnehmen konnte. Über den Orden der Jesuiten und

nicht zum wenigsten über ihre Schulen spricht sich Christoph Schmid sehr rühmend aus. Im letzten Jahre seines Lebens machte ihm das „viele, viele Briefschreiben“ große Pein; dazu kamen noch die zahlreichen Besuche von Hohen und Niedern, auch von Armen.

Am 18. Juli 1854 starb seine innigstgeliebte Schwester Franziska, die ihm über 40 Jahre „mit unbeschreiblicher Liebe und Treue als Haushälterin gedient hatte“, sanft und nach Empfang der heiligen Sterbesakramente vollkommen in den Willen Gottes ergeben. Unter den vielen Beileidsbezeigungen, welche ihm anläßlich dieses schmerzlichen Verlustes zu teil wurden, tröstete und rührte ihn die Teilnahme am meisten, welche die hochwürdigsten Bischöfe Bayerns ihm aussprachen. Dieselben waren damals in Augsburg zur Abhaltung von Konferenzen zusammengetreten, und erwiesen Christoph Schmid in ihren bischöflichen Gewändern, voran der Erzbischof von München, Graf von Reisach, später Kardinal in Rom, die Ehre eines Besuchs und unterhielten sich einige Zeit sehr herablassend mit dem überraschten Greise. Als sie wieder scheiden wollten, wandte sich Christoph Schmid an den hochwürdigsten Erzbischof und sagte: „Ich stehe nahe am Grabe, und es wird mir in diesem Leben das hohe Glück nicht mehr zu teil werden, meine hochwürdigsten Herren Oberhirten zu sehen; ich bitte Eure Excellenz, mir altem Manne den erzbischöflichen Segen zu geben.“ Er ließ sich auf ein Knie nieder, die Bischöfe umstanden ihn; und der Erzbischof streckte segnend seine Hände über den ehrwürdigen Greis aus. Es war ein feierlicher Augenblick, der wie ein milder Sonnenstrahl den Abend seines Lebens verklärte. Aber auch eine Einweihung zu Christoph Schmids nahem Begräbnis war diese Segnung; das Gebet und der Segen seiner Oberhirten sollten ihn stärken, den Leidenskelch, den ihm Gott bald darauf reichte, mit Geduld und Ergebung zu tragen. Schon nach vier Wochen starb seine noch einzige Schwester Therese an der damals in Augsburg ausgebrochenen Cholera. Er selbst hatte nicht die geringste Furcht vor dieser schrecklichen Seuche, er änderte auch nichts an seiner gewohnten Lebensweise. Nur begann er, einzelne Aufzeichnungen über seinen letzten Willen zu machen. Am 28. August erkrankte Christoph Schmid an der Cholera. Sogleich ließ er seinen Beichtvater kommen und legte eine Lebensbeichte ab — am 63. Jahrestag seiner Primiz. Als am Samstag, den 2. September, sich der Choleraanfall wiederholte, empfing er die heiligen Sterbsakramente. Domdekan Tischer stand dem sterbenden Greise bei, bis er seinen edlen Geist in Gottes Hände gegeben hatte — am Sonntag, den 3. September, morgens $7^1/_4$ Uhr. Am Dienstag, den 5. September, nachmittags 4 Uhr, fand die Beerdigung vom Leichenhause aus statt. Wegen der Furcht vor der Cholera war die Zahl der Begleiter nur klein; auch die Blumen und die Kinder fehlten, welche der Dahingeschiedene so sehr

geliebt hatte. Die sterblichen Überreste des großen Kinderfreundes wurden auf dem alten Gottesacker am Begräbnisplatze, welcher dem Domkapitel zu Augsburg gehört, beigesetzt. Nach Errichtung des neuen Gottesackers wurden sämtliche Särge der Domherren wieder ausgegraben und in diesen versetzt. Eine große, gußeiserne Tafel, auf der neben den Namen der hier begrabenen Domherren auch der Name Christoph Schmids nebst Titel und Orden steht, bezeichnet im allgemeinen ungefähr den Ort seines Begräbnisses.

Sein verklärter Geist möge segnend und schützend über die christliche Jugend wachen! Den Lehrern dieser christlichen Jugend aber möge er ein Beispiel inniger Liebe zur Kinderwelt, des Eifers und Strebens in der eigenen Weiterbildung, edler Herzensbildung und tiefer Religiosität, unermüdlicher, selbstloser Pflichttreue, der Zufriedenheit und Genügsamkeit, der aus echter Glaubensinnigkeit sich ergebenden duldsamen Milde gegenüber Andersgläubigen und ruhig klarem Verständnis bezüglich Andersdenkender sein; dann wird auch ihnen der große, sittliche Erfolg nicht fehlen, dann wird die Flamme echter Liebe zu den Kindern, der Begeisterung und Treue für den Beruf entzündet werden durch einen Funken aus dem liebreichen Gemüte des Verfassers der „Ostereier“.

Litteratur-Nachweis: Christoph v. Schmid, „Erinnerungen aus meinem Leben“. 3. und 4. Bändchen von Albert Werfer. Augsburg, Wolff. 1853—57. — Alb. Werfer, „Briefe und Tagebuchblätter von Christoph Schmid“. München, L. Finsterlin. 1868. — Binder, „Christoph v. Schmid“. „Allgemeine deutsche Biographie“ (31. Band, S. 651—59). Leipzig. 1890. — Kasimir Rebele, „Christoph v. Schmid als Pädagog und Jugendschriftsteller“. „Repertorium der Pädagogik“. Herausgegeben von J. B. Schubert (41. Band, 1. Heft). Ulm. 1887. — A. Winz, „Christoph v. Schmid: Pädagogisches Charakterbild“. „Quartalschrift für Erziehung und Unterricht“ (Heft 2—4). Horb. 1895.

Christoph v. Schmids Kinder- und Jugendschriften.

Illustrierte Ausgabe. — 61 Bände.

Jeder Band mit 1 Stahlstiche und vielen Holzschnittbildern im Text.

Sämtliche Bände sind in Halbleinwand gebunden mit Rückentitel in Goldpressung und haben ein hübsches Umschlagbild in Farbendruck.

Adelheid von Thalheim. 90 Pf.
Alte, der, von den Bergen. 70 Pf.
Anselmo, rc. Erzählungen. M. 1.15.
Beatushöhle, die. M. 1.35.
Blumenkörben, das. M. 1.15.
Blumenkranz, der. 70 Pf.
Blumenstrauß, der, Erzählungen. M. 1.15.
Blüten. Dem blühenden Alter gewidmet. M. 1.15.
Edelsteine, die. 70 Pf.
Eierdieb, der. 70 Pf.
Einsiedler am Karmel. M. 1.20.
Emma, oder die kindliche Liebe. 90 Pf.
Erbteil, das beste. 70 Pf.
Erdbeeren, die, oder das verlorne Kind. 70 Pf.
Erzähler, der, von Schwarz. M. 1.50.
Erzählungen, 100 lehrreiche. M. 1.15.
Erzählungen, 100 lehrreiche. Neue Sammlung. M. 1.15.
Erzählungen und Parabeln, 100 kurze. M. 1.15.
Erzählungen von Werfer. M. 1.15.
Eustachius. Eine Geschichte der christlichen Vorzeit. M. 1.20.
Familie, die christliche. Das alte Raubschloß. Das stumme Kind. 70 Pf.
Ferdinand. M. 1.20.
Fischerknabe und Edelmann. M. 1.20.
Fridolin, der gute, und der böse Dietrich. M. 1.35.
Früchte, die, der guten Erziehung. 90 Pf.
Genovefa. M. 1.15.
Gottfried, der junge Einsiedler. 90 Pf.
Gotthold, oder die Wege der Vorsehung. 70 Pf.
Heinrich von Eichenfels, wie derselbe zur Erkenntnis Gottes kam. 70 Pf.
Hirlanda, Herzogin v. Bretagne. M. 1.15.
Hopfenblüten. 90 Pf.
Hütte, die irländische. M. 1.20.
Josaphat, Königssohn v. Indien. M. 1.20.
Itha, Gräfin von Toggenburg. M. 1.15.
Jugendfreund, der. M. 1.35
Kaminfeger, der kleine. 70 Pfg.
Kanarienvogel, der. Das Johanniskäferchen. Die Waldkapelle. 70 Pf.
Kindergärtlein, das, von Langer. M. 1.50.
Kirschen, die. Die Margaretenblümchen. Das Vergißmeinnicht. Der Kuchen. Die Krebse. Das Rotkehlchen. Das Vogelnestchen. 90 Pf.
Klara, oder die Gefahren der Unschuld. 90 Pf.
Köhler, der, aus Valencia. M. 1.20.
Kreuz, das hölzerne. 70 Pf.
Lämmchen, das. 70 Pfg.
Lautenspielerin, die kleine. 90 Pf.
Ludwig, der kleine Auswanderer. 90 Pf.
Mathilde und Wilhelmine, die ungleichen Schwestern. 90 Pf.
Nachtigall rc. M. 1 35.
Ostereier, die. 70 Pf.
Pauline, die Stifterin einer Kleinkinderschule. M. 1.15.
Rosa von Tannenburg. M. 1.20.
Rosenstock rc. M. 1.35.
Schlüsselblumen, die. M. 1.15.
Täubchen, das. Das verl. Kind. 70 Pf.
Thal von Almeria. M. 1.20.
Timotheus und Philemon. M. 1.15.
Vergißmeinnicht. M. 1.15.
Waldomir. 90 Pf.
Walter, Florentin. 90 Pf.
Weihnachtsabend, der. 90 Pf.
Wunderarzt, der. 70 Pfg.
Zum Andenken. M. 1.15.

Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz) Regensburg.

Christoph v. Schmid,
Gesammelte Schriften.

Vollständigste Originalausgabe in 28 Bänden mit je 1 Titelbilde.

Broschiert M 14.—, in 27 Ganzleinenbänden M. 20.—, in 27 Bänden in roter Leinenimitation M. 16.—. Einzelne Bände broschiert à 65 Pf., in Ganzleinenband à 80 Pf.

1. Heinrich v. Eichenfels. Der Weihnachtsabend. Die Ostereier.
2. Der Kanarienvogel. Das Johanniskäferchen. Das Täubchen. Das Vergißmeinnicht. Die Kapelle bei Wolfsbühl. Die Krebse. Der Kuchen. Der Diamantring (früher u. d. Titel: Das Glück der guten Erziehung). Das Marienbild (früher „Das verlorene Kind" benannt).
3. Ludwig, der kleine Auswanderer. Das Lämmchen. Das hölzerne Kreuz.
4. Gottfried, der junge Einsiedler. Das Vogelnestchen. Das stumme Kind. Die Waldkapelle. Die Wasserflut am Rheine.
5. Die Hopfenblüten. Das Rotkehlchen. Kupfermünzen und Goldstücke (früher unter der Aufschrift: „Die roten Kreuzer"). Das alte Raubschloß. Das Margaretenblümchen. Die Feuersbrunst.
6. Das Blumenkörbchen. Die zwei Brüder.
7. Rosa von Tannenburg.
8. Der Rosenstock. Die Kirschen. Die Melone. Die Nachtigall. Der Wasserkrug. Die roten und die weißen Rosen.
9. Ferdinand. Angelika (früh.: „D. Fliege").
10. Timotheus und Philemon. Das Kartäuserkloster.
11. Der gute Fridolin u. der böse Dietrich.
12. Klara, oder. Die Gefahren der Unschuld. Das beste Erbteil. Die Edelsteine.
13. Genovefa. Anselmo.
14. Eustachius.
15. Josaphat. Drei Parabeln Barlaams. Titus und seine Familie.
16. Kurze Erzählungen in vier Abteilungen.
17. Blüten, dem blühenden Alter gewidmet (Lieder und Erzählungen in Versen enthaltend). Die kleine Lautenspielerin, ein Schauspiel mit Gesang.
18. Die Erdbeeren. Der kleine Kaminfeger. Der Blumenkranz. Emma, od.: Die kindl. Liebe. Kleine Schausp. f. Familienkreise.
19. Adelheid von Thalheim. Mathilde und Wilhelmine. Der Brautring.
20. Pauline, die Stifterin einer Kleinkinderschule. Paul Arnold. Die Himbeere.
21. Die Blumenfreunde. Die Aehrenleserin. Gottlieb Reinhold. Der alte Weidenbaum.
22. Waldomir. Wunderarzt. Florentin Walther. Der Druckfehler. Das beschädigte Gemälde.
23. Der Jahrmarkt. Ehrlichkeit geht über Geld und Gut. Itha, Gräfin vod Toggenburg. (Drei Schauspiele.)
24. Lehrreiche Erzählungen.
25. Deutsche Frauen.
26. Blumen der Wüste. Geistliches Vergißmeinnicht.
27. u. 28. Apostel Deutschlands. 2 Bde.

In obiger Ausgabe sind **sämtliche Schriften** des unvergeßlichen Jugendschriftstellers enthalten und keine der zahlreichen bestehenden weist eine solche Vollständigkeit auf. Unter den verschiedenen Konkurrenzausgaben steht unbedingt **unsere Originalausgabe** oben an. Dieselbe enthält den **unverkürzten Text** des Verfassers und ist nicht bloß die **vollständigste**, sondern auch die **schönste** und **billigste**. Es kann nicht oft und nicht dringend genug darauf hingewiesen werden, daß man bei Anschaffung von Büchern neben dem Inhalt namentlich auf einen **großen, deutlichen Druck** sehen sollte. **Unsere** Ausgabe zeichnet **ein gut leserlicher Druck** vor anderen Ausgaben noch besonders aus.

Prachtausgaben.

Jeder Band ist elegant gebunden und mit hübschem farbigem Titelbilde und zahlreichen Original-Holzschnitt-Bildern versehen.

Genovefa. Eine der schönsten und rührendsten Geschichten des Altertums. M. 1.60.

Ostereier, die. Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. M. 1.50.

Rosa von Tannenburg. Eine Geschichte des Altertums. M. 1.60.

Weihnachtsabend, der. Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde. M. 2.60.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntnis Gottes kam. M. 1.50.

Vögl